



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N<sup>o</sup> 14.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

### Neunzehntes Kapitel.

Der Strom der Spaziergänger und Geschäftsleute interessierte ihn, schien es, nicht, vielmehr das Schaufenster eines Delikatesskellers einer unterirdischen, eleganten Restauration, der sehr verlockende Hummern und Austern ausgestellt hatte, ferner sehr dicke Bündel weißen Spargels und rothe Rabieschen.

Herr Blomkist las: „Willens Keller“, und da er sich erinnerte, daß diese Restauration einen großen Ruf hatte, außerdem aber die Hamburger Frühstückszeit, das heißt, beinahe zwölf Uhr Mittags, da war, so ging er die etwas steilen Stufen hinab und bestellte sich bei dem frackbeleideten Kellner die Wein- und Speisekarte, welche er, wie auch die seine Gewohnheit war, eines eingehenden Studiums unterwarf. Es dauerte ziemlich lange, bis der Holländer damit fertig war, und als er endlich seine Auswahl getroffen, hatten die Kellner einen großen Respekt vor dem hohen, militärisch aussehenden magern Gast.

Herr Blomkist zeigte einen bewundernswürdigen Appetit und eine außergewöhnliche Kenntniss in Sachen der Kochkunst und Feinschmeckerei. „Diese geschmorten Austern hätten keine Citrone, sondern Champignons haben müssen“, sagte er mißbilligend zum Oberkellner, — „die scharfe Citrone tödtet ja den zarten Austerngeschmack, während Champignons, — frische meine ich, keine eingemachten, ihn erhöhen, stärken, — bestellen Sie das dem Koch.“

Jetzt verlangte Herr Blomkist die Rechnung, und während diese geschrieben wurde, überbrachte ihm der dienstfertige Kellner die neuesten Schiffsnachrichten. — Herr Blomkist entfaltete das Blatt gemächlich und warf einen Blick hinein — Herr Blomkist ließ seinen Zahnstocher, sein Cigarrenetui auf den Boden fallen, denn vor seinen Blicken, seinen leidenschaftlichen Blicken stand da:

„Gestern Morgen brannte die Donna Anna, Kapitän van Heeren, hier vor Anker gewesen und mit in Holland versicherter Ladung von circa hunderttausend Thalern, auf

dem Rückweg nach Rotterdam begriffen, auf der Höhe von Bangeroog, etwa zehn Meilen von der Insel, vollständig nieder. Die Mannschaft hat sich nach Spieleroog gerettet. Nach der Aussage des Kapitäns wie der Mannschaft hatte ein plötzlich wahnsinnig gewordener Matrose, Paul Sivers von Paris, das Schiff angezündet und sei dann, trotz aller Anstrengungen, die man gemacht, ihn zu halten, über Bord gesprungen und sofort verjunken.“

Herr Blomkist sprang auf, daß sein Stuhl hinter ihm umfiel, er raffte das Geld zusammen, welches er auf seinen holländischen Doppelgulden herausbekommen hatte, schob es ohne nachzuzählen in die Tasche und verließ in etwas seltsamer Haltung, wie die Kellner sagten, als hätte er eine Gabel verschluckt, den Keller.

Er eilte in seine Wohnung im Hotel, ergriff krampfhaft seine Hyazinthen und stellte sich an das Fenster.

„Jetzt sage mir Einer, daß es keine Vorsehung gibt,“ — rief er fast laut — „da ist dieser Sivers bei van Heeren, bei seinem Vater — Beide wissen unzweifelhaft nichts von einander, der Sohn ist jedenfalls gleichsam im Versteck vor den Behörden auf dem Schiff, der Vater gibt dem Diamantendieb da, ohne zu wissen, Unterschleif, und dieser Sohn zündet, von plötzlichem Wahnsinn befallen, dem Vater das Schiff an — ist das keine Vergeltung, ist das keine rächende Tragik des Schicksals? — Da verläßt,“ fuhr Herr Blomkist in seinem Selbstgespräch fort, „ein wilder, gewissenloser Mann Frau und Kind, um einem andern Weib nachzulaufen. Er überläßt sie einfach dem Elende jahrelang, ohne sich um sie zu bekümmern, dann sprengt er Gerüchte seines Todes aus, um eine Andere zu heirathen, — kehrt ruhig in sein Vaterland zurück und läßt sich's wohl sein, und nach zwanzig Jahren beherbergt er, ohne es zu wissen, seinen Sohn, einen Dieb, bei sich, einen Dieb und Wahnsinnigen und schließlich Brandstifter am eigenen Schiff seines Vaters. — So werden die Sünden der Väter heimgesucht an ihren Kindern und die Väter dadurch auf's Furchtbarste bestraft. — Samuel, alter Samuel Elmenreich, deine Gesetze, die ja auch nur zu oft bei uns in Erfüllung gehen, sind schreckliche Gesetze, und dein Gott ein gerechter, aber furchtbarer Gott, — und auch du bist nicht schuldlos in diesem Lauf der Dinge.“

Herr Blomkist ging zum Hafen, um dort Erkundigungen über das Unglück einzuziehen, er traf den Versicherungsagenten, welcher gerade von Spieleroog zurückgekommen war und den er gut kannte.

„Wertwürdiger Fall da, Herr Blomkist!“ erzählte der Agent. — „Wäre nicht van Heeren seit dreißig Jahren auf's Beste bei uns akkreditirt, man könnte etwas sehr Sonderbares vermuthen. — Denken Sie, die Anna ist heruntergebrannt bis auf den Spiegel, aber von den siebenunddreißig mit feinem Rheinwein gefüllten Fässern fand sich eines unversehrt vor,



Junge Kirgisin im Hochzeitsschmuck. (S. 158.)

gänzlich unversehrt, und der Strandvogt wie auch wir fanden es mit Wasser gefüllt."

"Es war dieß kein Trinkwasserfaß?" erkundigte sich Herr Blomkist.

"Nein, ein Faß zu unterst im Güterraum und mit Blech beschlagen und ein Rheinweinfäß jener Mainzer Firma," lautete die Entgegnung des Agenten.

"Hat man hier im Hafen etwas bemerkt?" forschte Herr Blomkist weiter.

"Absolut nichts," antwortete der Agent. "Kurios nur ist, daß van Heeren vorher schon Wein anderwärts bestellt, diesen wieder abbestellt hat, daß dennoch der Wein hier eintraf — van Heeren schrie und tobte und verkaufte schließlich den Wein hier billig wieder. Es war dieselbe Quantität, siebenunddreißig Stückfaß à tausend Liter," ergänzte der Agent.

Herr Blomkist zeigte sich sehr aufmerksam.

"Van Heeren hat also nicht den Wein der Mainzer Firma hier verkauft, sondern den andern, der dazu kam?" forschte er.

"Ja, diesen," bestätigte der Agent, "sein Schiff war schon fertig geladen, als der andere Wein ankam."

"An wen hat er den Wein verkauft?" fragte der Beamte.

"An Gebrüder Wiese, wie ich erfahren, — van Heeren sagte mir," berichtete der Agent weiter, "daß er einige seiner Fässer aufgemacht, den Wein geprüft und genau nach Vorschrift gefunden habe, alle Fässer habe er, im Vertrauen auf die bewährte Redlichkeit der Mainzer Firma, nicht geprüft."

"Also hier hat van Heeren die siebenunddreißig Stückfässer Rheinwein wieder verkauft," sprach Herr Blomkist nachdenklich. "Wo wohnen diese Gebrüder Wiese? — Würden Sie mich dorthin geleiten? — Ich möchte als Käufer dort erscheinen und mir eine Probe ausbitten. Sie werden mich verstehen, Herr Paulsen?" fragte der Beamte.

"Die Sache scheint Ihnen also auch zweifelhaft?"

"Ich weiß noch gar nichts, Herr Paulsen, mich interessiert nur der Fall und ich möchte eine Flasche von diesem Wein in Händen haben," antwortete Herr Blomkist.

Der Agent führte Herrn Blomkist zu Gebrüder Wiese, — der Beamte kostete den Wein, fand ihn vortrefflich und erhielt eine Musterflasche.

"Ich erhalte doch hier keinen andern als den von van Heeren letzte Woche Ihnen verkauften Wein?" versicherte sich Herr Blomkist.

"Sie haben von diesem Wein, mein Herr, der aller von einer Qualität ist, — mein Bruder — das Geschäft ist eines, trotz der getrennten Firma — hat die übrigen Fässer in seinem Lager," erhielt Herr Blomkist von Herrn W. Wiese bestätigt.

"Es ist wunderbar," sagte sich Herr Blomkist beim Nachhausewandel, "wie ich durch den Fall Sivers auf van Heeren und durch Sivers wieder auf die Donna Anna und schließlich wieder auf van Heeren komme. Was ich hier anfasse, immer kommt der van Heeren zum Vorschein. Nach den Erfahrungen, die ich bis jetzt in meinem Verufe gemacht habe, ist dieß nicht ohne Bedeutung. Es gibt keinen Zufall. — Zufall ist ein bequemer Schild, mit welchem die Leute Alles hübsch fest bedecken, was sie sich nicht erklären können. Zufall heißt geheimnisvoller Zusammenhang bei mir, Ursache und folgerichtige, notwendige Wirkung. Demnach liegt auf dem Grunde aller dieser trüben Geschichten van Heeren, und ich werde nach den ersten Regeln unserer Praxis den Baum bei der Wurzel packen."

"Vielleicht kommt von dort die Aufklärung über all jenes, was mir bis jetzt noch höchst dunkel und zweifelhaft scheint. — Hier sind meine Geschäfte so wie so beendet. — Sivers liegt im Meer und ist bei den Fischen, woran wohl kaum zu zweifeln, — der alte schlaue Fuchs in Rotterdam ist eine alte Bekanntschaft von mir, ich werde, bevor ich nach Amsterdam gehe — Freund van Heeren besuchen. — Er soll mir seine Bekanntschaft mit Paul und das Ende von Paul Sivers erzählen, denn hiervon mich zu unterrichten, legt mir mein Amt auf — und dann will ich meine Augen auch noch für den andern Fall mit dem verwandelten Rheinwein offen halten, — der Rauch, van Heeren, ist so stark, daß er zwei Feuer haben muß."

(Fortsetzung folgt.)

## Junge Kirgisen im Hochzeitschmuck.

(Bild S. 157.)

Die Kirgisen, welche größtenteils unter russischer Oberhoheit stehen, gehören zu den türkisch-tatarischen Stämmen, die vom Norden Turkestan, von der untern Wolga und dem kaspischen Meer im Westen bis an die russisch-chinesische Grenze und im Süden bis gegen den Aralsee und Sir wohnen. Dieser Landstrich wird auch die Kirgisenteppe genannt. Die Kirgisen sprechen türkisch, gehören aber ihrem Neuhern wie ihren sonstigen Eigenthümlichkeiten nach der mongolischen Rasse an. Weistig stehen sie auf einer niederen Stufe, sie sind jedoch gewandt als Reiter, gute Bogenschützen und muthig. Von Charakter neugierig, habgierig und räuberisch, von mittelgroßer, kräftiger Gestalt, erwartet man nach ihrer Erscheinung von ihnen mehr, als sie leisten, woran wohl ihre große Trägheit schuld ist. Die Kirgisen wohnen in Hützelten und sind Viehhirten. Ihre Heerden bestehen aus grobwolligen Fettschafen, Kameelen und Pferden; Feldbau betreiben sie wenig. Der größte Theil der eigentlichen Arbeit liegt den Frauen ob; jedoch begnügt sich der Kirgise, obwohl er Mohammedaner ist, mit einer Frau. Diese sind rührig und fleißig.

Unsere Illustration zeigt eines der dunkelfarbigen Kirgisensmädchen im Hochzeitschmuck. Diese Braut gehört zum kirgisischen Adel, dessen vornehmste Glieder Sultane genannt werden; für sie mag eine hohe Kaufsumme an Schafen und Kameelen bezahlt worden sein, wogegen sie ihrem Bräutigam Pferde, ein neues Felt, Kanzen, Luntensinten, Vogen und Handbeil mitbringen wird. Die eigenthümliche Hochzeitstracht besteht in einer festsamen perlenbesetzten, spitzen Fellmütze mit Federschmuck, einem Ueberwurf, der mit der Mütze zusammenhängt und mit bunten Lederfiguren besetzt ist. Eigenthümlich ist auch die Brosche mit den Perlenketten; die Perlen sind gewöhnlich bunte Glasfigelchen geringer Waare von russischen Märkten.

## Sechundsjaagd.

(Bild S. 160.)

Wir gaben in Heft 5 der „Illustr. Welt“ unseren Lesern ein Bild von der Abfahrt der Fiskerstotille in St. Johns (Neufundland). Heute wollen wir im Bilde an einer Jagd auf Sechunde theilnehmen, welche von der Mannschaft eines dieser Schiffe ausgeführt wird. Die Sechunde finden sich in den nördlichen Theilen des Ozeans in ungeheurer Menge. Sie lagern einen großen Theil des Tages auf Sandbänken und Eisschollen, wo sie schlafen. Dennoch ist es schwer, diese durch Felt, Thran und Fleisch werthvollen Thiere zu schießen, weil sie außerordentlich wachsam und vorsichtig sind. Die Sechunde überlassen sich nicht dem Schlaf, ohne daß einige, meist alte, erfahrene Männer wachen. Diese schauen mit erhobenem Kopfe nach allen Richtungen aus, und bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr geben sie ein Zeichen durch einen zischenden, knurrenden Ton, worauf mit unglaublicher Geschwindigkeit und Gewandtheit die schwerfälligen Thiere von ihrem Lagerplatz herab in's Wasser sich stürzen, wo eine Jagd nutzlos wäre, da der Jäger dann die Beute nicht befame. Der Sechunde muß also auf seinem Lagerplatz übernachtet und dort tödtlich getroffen werden. Man muß ihn beschleichen, was bei dem überaus feinen Gehör dieser Thiere keine Kleinigkeit ist.

Unsere Illustration zeigt eine Sechundeherde, welche von den Jägern glücklich überrascht worden. Vermittelt einiger Boote näherte man sich lautlos, entgegen der Windrichtung, der schlummernden Herde und beschloß diese plötzlich. Der Schrecken unter den Thieren ist groß, Alles eilt, sich in das schützende Element zu stürzen, aber viele trifft das Blei der Jäger, und so ein Dutzend Sechunde wirkt immer einen Ertrag von 40—50 Dollars ab. Es ist dieß ein lebensvolles Bild des großartigen amerikanischen Fische- und Jägerlebens.

## Die Hammale von Konstantinopel.

(Bild S. 164.)

Jeder Reisende, jeder Tourist im Orient macht vor allen Dingen Bekanntschaft mit den Lastträgern, oder wie sie allgemein dort genannt werden, Hammale, und sie sind es, welche mit den Bootführern auch die letzten Dienste ihm erweisen, indem sie seine Habseligkeiten vom Gasthof zum Dampfschiffe beforgen; recht häufig trifft es sich auch, daß sie selbst eine Person befördern, sei es, daß sie ihn aus dem Landungsboote an's Land tragen, weil das leichte Wasser selbst für jenes nicht mehr reicht, sei es, daß sie ihn oder seine weiblichen Angehörigen in einer Sänfte befördern, oder endlich, im eigentlichen Sinne des Wortes, dem irdischen Wanderer den letzten Dienst als Reidenträger erweisen. Aber die wenigsten Reisenden mögen eine Ahnung davon haben, daß diese Hammale für den Handel der türkischen Hauptstadt eine so wichtige Rolle spielen, daß ohne sie in Konstantinopel der Handel platterdings unmöglich wäre.

Für die Förderung und Sicherheit seiner Operationen ist der Handelsstand fast ausschließlich auf sich selbst beschränkt; mehr als anderswo in der Welt werden hier eine Anzahl von Geschäften lediglich auf der Basis des „guten Glaubens und Vertrauens“ erledigt, und vor allen Dingen beruht die Sicherheit derselben auf den armenischen Lastträgern.

Armenien ist nicht nur von Natur ein rauhes Gebirgsland, sondern steht auch noch seit Jahrhunderten unter dem Fluch einer systematischen Misregierung. Die rauhen, kräftigen Gebirgsjöhne, welche ihrem christlichen Glauben standhaft treu bleiben, erregen ein geheimes Grauen bei ihren mohammedanischen Oberherren; sie werden daher nicht nur mit Abgesehen aller Art gebrückt, sondern selbst den Raub- und Mordjügen der mitten unter ihnen wohnenden Kurden schutzlos preisgegeben.

Jährlich wandern daher Tausende von Armeniern aus; viele gehen nach Rußland; die meisten aber begeben sich nach den türkischen Hafenstädten, namentlich nach Konstantinopel, um ihre Arbeitskräfte zu verwerthen und die Mittel zum Unterhalt ihrer Angehörigen zu erwerben.

Ein großer Theil dieser Auswanderer schließt sich der Zunft der Lastträger an, und stehen als solche unter einer strengen Kontrolle, die sie sich selbst auferlegen. Um den Ruf ihrer unbestechlichen Ehrlichkeit aufrecht zu erhalten, haben sie unter sich eine gewisse Solidarität eingeführt; es besteht unter ihnen eine Art Kommunismus, indem die zu einer Rote gehörigen Lastträger eine feste Reihenfolge beobachten, den verdienten Tagelohn an ihren Rottenführer abliefern und den Ertrag wöchentlich oder monatlich unter sich vertheilen.

Ihre Hauptbeschäftigung ist, wie schon ihr Name anzeigt, der Waarentransport in den Straßen der Stadt und der Vorstädte, da sich dieselben für den Transport auf Karren, Wagen, Krähnen u. s. w. durchaus nicht eignen. Die physischen Kräfte dieser Leute sind kolossal und erregen jederzeit das Staunen des Fremden.

Außerdem aber versehen die Hammale noch den Sicherheitsdienst in den öffentlichen Hanen (Einschrhäusern) und in den Magazinen und Gewölben der Kaufleute, indem sie in denselben schlafen und an Sonn- und Festtagen dieselben nicht verlassen. Jeder Kaufmann und Bankier hat mindestens einen, häufig aber auch zwei, drei und mehrere dieser Armenier in seinem Dienste, und hier sind sie wegen ihrer unerschütterlichen Ehrlichkeit unschätzbar.

Unser Bild zeigt eine Gruppe solcher Hammale von Konstantinopel, nach Photographien gezeichnet.

## Der arretirte Feldwebel.

Humoreske

von

H. Lenz.

(Schluß.)

In der Birnengasse wohnte eine junge Wittwe. Feldwebel Waldmann hatte sich bei ihr einmal fünf Paar wollene Strümpfe gekauft; daher kannte er sie. Er hatte diese Dame gern geheirathet; ihr Wollwaarengeschäft und sein Bureau störten einander nicht; und dann sah es auch immer so sauber bei ihr aus und doch so warm — das kam wohl von der Wolle her, in der sie saß und in die Waldmann sich auch gerne hineingeseht hätte. Diese Wittwe schrieb ihm:

„Gechter Herr Feldwebel, Sie haben mir neulich gesagt, daß Sie gerne geräucherte Bücklinge essen, die es hier nicht gibt, weil man sie nur in der See fängt; mein Nachbar, Kaufmann Birkenstock, hat eine frische Sendung erhalten und aus diesem Grunde möchte ich mir ganz ergebenst erlauben, Sie vor heute Abend zu mich einzuladen, damit ich Sie ein paar Bücklinge vorsetzen kann, wollen Sie die Güte haben, dem Jungen, Ihren werthen Bescheid mitzutheilen, ich zeichne ganz ergebenst Ihre Franziska verwehte Eilert um fünf Uhr nachmittags. Post s. sagen Sie dem Jungen gütigst auch; wann ich Sie erwarten darf, denn er soll noch etwas mitbringen. Aber kommen Sie nicht zu spät, um neun mache ich meinen Laden heute zu, dann ist der Eingang im Hausflur; was mir auch das Liebste wäre, denn die Leute sprechen schon ich weiß es von Friederike. Wenn Sie kommen; aber ich bitte nicht zu spät, so soll es mir ein Zeichen sein. Ach ich weiß gar nicht, ob ich das nicht lieber wieder austreiben soll. Vergessen Sie nur die Antwort an den Jungen nicht, er ist etwas dumm Ihre ganz ergebenste d. D. hochachtungsvoll Franziska verwehte Eilert.“

„Hm,“ summtte Waldmann vor sich hin. Der Brief war ihm ein Zeichen! „Ich werde kommen, nach neun Uhr,“ sagte er zu dem Jungen. „Kannst Du das auch behalten?“

„Ja,“ erklärte der Junge, einfach aber bestimmt.

„Will's glauben. Hör mal,“ sagte Waldmann noch, „hier steht ja, daß Du schon um fünf Uhr mit Deinem Briefe fortgeschickt worden bist. Wo hast Du Dich denn unterwegs so lange herumgetrieben? Von der Birnengasse bis hierher ist doch keine Stunde. Wohl geschneeballt unterwegs!“

Es kam jetzt an den Tag, daß der Junge von der Birnengasse bis zur Hauptwache nur die vorgeschriebenen zehn Minuten unterwegs gewesen war; den Rest der Zeit hatte er in der Hauptwache selber zugebracht, nach dem Kommandanturbureau suchend. Später erfuhr Feldwebel Waldmann noch, daß der intelligente Knabe seinen Brief Jedem, den er auf der Hauptwache gesehen, angeboten hatte, sogar dem Posten vor Gewehr! „So,“ erkundigte sich der Feldwebel weiter bei dem ihm von Frau Eilert gesandten Liebesboten, „was sollst Du denn noch besorgen?“

„Punsch-Extrakt,“ gab der Junge Bescheid in seiner kurzen, prägnanten Manier.

„Eine große Flasche?“

„Zu zwanzig Groschen.“

„Die langt schon für mich, wenn nur noch ein Frauenzimmer mittrinkt,“ dachte Waldmann. Laut fuhr er fort zu fragen: „Nun möchte ich noch etwas wissen. Heißt Du auch Eilert?“

„Ich bin der Friederike ihr Bruder,“ erklärte das Kind.

„Na, das ist ein Glück. Ich dachte schon etwas Anderes. Mit Dir wäre ich nie in ein verwandtschaftliches Verhältniß getreten. . . Um die Wände einzurennen,“ fügte er noch hinzu, als der Bursche draußen war.

Die beiden geschilderten Unterbrechungen hatten Feldwebel Waldmann ziemlich aufgehalten. Als er endlich die Feder niederlegte und nach der Uhr sah, fand er, daß es mittlerer Weile schon ein Viertel über Acht geworden war. Er schickte Schuster mit der Arbeit zum General und stürmte dann förmlich nach der „weißen Feder“, schon im Vergnügen der Tafelfreuden schwelgend, welche ihn dort erwarteten. Waldmann spürte einen Kannibalenappetit nach dem schmalen Mittagessen, das er nur gehabt; er hatte seinen Hasenbraten redlich verdient. Heiter und vergnügt trat er in die Gaststube ein, setzte sich an den Stammtisch, woselbst Trübener sich bereits eingefunden, und bestellte in dem angenehmen Gefühle der Sicherheit seine Portion Hasenbraten. Gustav, der Kellner, grinst.

„Hasenbraten ist nicht mehr da, Herr Feldwebel,“ sagte er. Waldmann erblickte, doch nur für einen Augenblick.

„Ja, es ist noch welcher da, für mich. Fräulein Mariechen hat mir welchen zurückstellen lassen,“ unterrichtete er den Kellner.

„So, es ist welcher zurückgestellt worden? Davon weiß ich aber gar nichts. Will gleich mal nachfragen. Sollte mich freuen, wenn noch welcher da wäre, Herr Feldwebel. Es thut mir immer so leid, daß Sie niemals etwas davon bekommen, wenn es etwas Gutes bei uns in der „weißen Feder“ gibt,“ schwatzte Gustav, der eine sehr edle, wenn auch etwas dumme Seele besaß.

„Sehen gut,“ wehrte Waldmann weitere wohlwollende

Bemerkungen ab, „fragen Sie nur in der Küche nach.“ Doch etwas mehr beunruhigt, als er sich selber gesehen und seinen Bekannten zeigen mochte, erwartete er die Rückkehr des Kellners, welcher nach einigen Minuten wieder erschien, mit leeren Händen und tief bedauerndem Gesicht. Es wäre kein Hasenbraten mehr da und auch keiner aufgehoben, bestellte er. Nunmehr ward Waldmann unbegreiflich zu Gemüthe; aber er verbarg seinen Seelenzustand und sagte in fast gleichgültigem Tone: „Erlundigen Sie sich nur noch einmal ordentlich. Fräulein Mariechen hat es mir selbst versprochen, daß eine Portion für mich nachbleiben solle.“ Dann setzte er in nonchalantem Tone sein für einen Augenblick unterbrochenes Gespräch mit dem Schirmhändler Brüll, der auch immer in der „weißen Feder“ kniepte und ein sehr gebildeter Mann war, weiter fort. Gustav suchte die Achseln, meinte, es würde nichts nützen, wenn er wegen dieser Angelegenheit noch einmal in der Küche Nachforschungen erhebe, begab sich aber doch noch einmal pflichtschuldigst nach der Küche hinaus. Man konnte im Lokal ganz deutlich hören, wie ihn Jemand ansprach; er kam ganz unkellnermäßig rasch wieder und erklärte kurzweg und höchst ärgerlich: Fräulein Mariechen sei in die Wohlbefindlichkeitsverstellung gegangen; sie hätte allerdings ein Stück Hasenbraten abgeschnitten — für den Herrn Feldwebel; und Herr Feldwebel Trübener hätte es auch erhalten — durch August.

Waldmann verfärbte sich. Er warf einen furchtbaren Blick auf Trübener, daß diesem der genossene Hasenbraten plötzlich centnerschwer im Magen lag und er über und über erröthete. Trübener konnte zwar nicht das Geringste für diese Verwechslung; er hatte Hasenbraten bestellt, denselben erhalten und in aller Unschuld aufgegessen. Sein Erröthen jedoch mußte Waldmann als Schuldbewußtsein gelten; und als er nach einem kurzen Moment des Erschreckens in die Heiterkeit der Tafelrunde lustig einstimmt, galt seine heimtückische Schlechtigkeit bei Waldmann für ausgemacht.

Waldmann benahm sich übrigens ausgezeichnet bei der blamablen Affäre. Er lachte selber mit über sein Unglück, lehnte Trübener's Versicherungen seiner Unschuld als unnötig ab (die Sache habe ja gar nichts zu sagen) und als, um thatsächlich zu zeigen, wie wenig ihm an dem verlorenen Hasenbraten gelegen war, eine Portion Blut- und Leberwurst (obgleich er es sonst für eine Verschwendung hielt, Wurst, die man viel frischer und billiger beim Fleischer kaufen konnte, in der Kneipe zu verzehren), wobei er mit dem Schirmhändler Brüll ein gelehrtes Gespräch darüber führte, warum die Wirthe von hervorragenden Gerichten, wie zum Beispiel Hasenbraten, erfahrungsgemäß immer zu wenig Portionen bereiten.

Feldwebel Trübener hatte die schlechte Angewohnheit, immer ohne Degen auszugehen; er sagte: die Degentoppel drücke ihn. Das konnte gefährlich werden, wenn ihn einmal nach neun Uhr Abends eine Patrouille irgendwo antraf, denn ein Feldwebel ohne Degen ist von einem Sergeanten nicht mehr zu unterscheiden und kann dann leicht als solcher wegen Ausbleibens über Retraite arretirt werden — falls er sich nicht als Feldwebel auszuweisen vermag. Ein Feldwebel nämlich hat permanenten Urlaub über Zapfenstreich, darf, wenn es ihm Vergnügen bereitet und er nicht müde wird, die ganze Nacht auf der Strafe spazieren gehen, ohne befürchten zu müssen, daß ihn deswegen Jemand anhalte (ausgenommen etwa ein neugieriger General) . . . stets vorausgesetzt, daß er im Stande sei, sich als Feldwebel zu legitimiren.

Waldmann wartete bis ein Viertel nach Neun; dann erhob er sich, wünschte gute Nacht und verließ die „weiße Feder“. Draußen schlug er nicht den Weg nach der Birnengasse zu der jungen hübschen Wittve ein, die ihn erwartete, sondern unbegreiflicherweise den nach der Hauptwache zurück. Da begegnete ihm zufällig, doch wie gerufen, sein Schreiber Schuster, der von dem General zurückkam, sehr ärgerlich über den ihm von diesem durch seine dummen Fragen verursachten Aufenthalt.

„Schuster!“ rief der Feldwebel ihn an und ertheilte ihm sodann folgende Instruktion: „Schuster, Sie gehen mir jetzt auf die Hauptwache und melden da: in der „weißen Feder“ sähe ein Sergeant, ohne Seitengewehr und muthmaßlich ohne Urlaub. Und wenn Sie gefragt werden, wer Sie geschickt hat, so geben Sie an: ein Offizier — von der Artillerie, der auf der Durchreise ist. Begriffen, Gefreiter Schuster?“ Er wiederholte seinen Auftrag, auf daß Schuster denselben auch mit dem nöthigen Ernste nähme und nicht nach seiner gewohnten Weise ledderig und obenhin. „Alles genau gesagt?“ fragte er zuletzt.

„Zu Befehl, Herr Feldwebel,“ antwortete der Kommandanturschreiber.

„Dann machen Sie, daß Sie hinkommen,“ mit diesen Worten drehte Waldmann sich um und strebte in möglichst direkter Linie der Birnengasse zu. „Warte, Freund Trübener,“ dachte er, „ich will Dich das Schweinefleisch von heute Mittag und den Hasenbraten von heute Abend schon verdauen lassen! Schade, daß ich Dich nicht nach der Konstablerwache dirigiren kann; da haben sie heute kein Feuer und Du müßtest noch obendrein schön frieren. Aber es geht nicht.“ Es ging aus diesem Grunde nicht: nur auf der Hauptwache konnte er am nächsten Morgen für Trübener zeugen, wenn sie diesen wirklich dort behielten (womöglich eingesperrt) und unter dem Scheine der Freundschaft, Trübener's Blamage zu vertuschen, sich vor der Vergeltung für seine eigene niederträchtige Intrigue sichern.

Es ist noch zu bemerken, daß an diesem Tage ein anderes Regiment auf Wache war, als dasjenige, zu welchem Trübener gehörte, was Waldmann natürlich wußte.

Schuster machte ein paar Schritte nach der Hauptwache zu; aber sowie Waldmann hinter der nächsten Ecke verschwunden war, schwenkte er ab und setzte seinen alten Weg fort. „Fällt mir gar nicht ein, erst nach der Hauptwache zu laufen,“ rüßelte er vor sich hin. „Bis halb zehn Dienst — ich danke! Das soll nun die angenehme Stellung auf der Kommandantur sein! . . . Wird sich wohl gleich bleiben, ob der arme Kerl nach der Hauptwache oder nach der Konstablerwache geholt wird. Bei der Konstablerwache muß ich so wie so vorbei.“ Aber das ist immer die gerechte Strafe dafür, wenn man die Worte seines Vorgesetzten nicht befolgt: Sergeant Willig wollte den Gefreiten nicht wieder loslassen; denn er sagte: die Sache schiene ihm verdächtig zu sein. Und erst nachdem Schuster sich unzweifelhaft durch eine auf seinen Namen ausgestellte Urlaubskarte, welche Sergeant Willig für sich bezieht, legitimirt hatte . . . erlaubte er ihm, dorthin zu gehen, wohin ihm beliebt; nein! er schickte ihn in Begleitung eines Soldaten nach seinem Quartier. Aber Schuster schwor sich einen heiligen Eid, wenn eine Untersuchung über die Sache eingeleitet würde, so gäbe er Waldmann rücksichtslos an.

Die Patrouille nach der „weißen Feder“ ging ab. Aber Gott schützt die Unschuld! Eine Viertelstunde, nachdem Waldmann sich aus der „weißen Feder“ entfernt hatte, rüstete sich auch Trübener zum Abschied. Er war müde vom angestrengten Dienste während des Tages und begte Sehnsucht nach seinem Lager; man kam in dieser schweren Zeit aus dem Rekruteneinergieren gar nicht heraus. Indem er seinen Mantel umhing, bemerkte er einen Degen in der Ecke neben dem Ofen und sagte:

„Sieh, da steht ein Degen. Das kann nur Waldmann's sein. Ich will ihn mit nach Hause nehmen.“ Er schnallte den Degen um, grüßte die Herren und verließ das Lokal.

„Da kommt Feldwebel Waldmann und will gewiß seinen Degen holen, den er hier vergessen hat. Feldwebel Trübener hat ihn aber schon mitgenommen,“ sagte Herr Brüll und wollte eben dem an den Tisch Getretenen die nöthige Mittheilung hievon machen, als eine Patrouille von drei Mann in die „weiße Feder“ polterte, was ungemeines Aufsehen unter den Gästen erregte. Sie marschirte sofort auf Waldmann zu, und der Führer redete ihn militärisch barsch an:

„Herr Sergeant, haben Sie Urlaub?“  
Fatal, dachte Waldmann, Trübener ist schon fort; sie sind zu spät gekommen; der verdammte Schuster ist gewiß nicht gleich auf die Hauptwache gegangen. Auf die Frage nach seinem Urlaub antwortete er gar nicht.

„Haben Sie Urlaub, Sergeant?“ wiederholte der Gefreite.

„Was fällt Ihnen ein? Ich bin Feldwebel!“ ließ sich Waldmann nunmehr zu einer höchst ungnädigen Antwort herbei und sah sich suchend nach seinem Degen um. Das konnte Jeder sagen; mit solchem Schwindel ließe er sich nicht fangen; dazu habe er in diesen Dingen zu viel Erfahrung — äußerte sich der Patrouillenführer und setzte dann noch hinzu:

„Wenn Sie Feldwebel sind, müssen Sie auch einen Degen haben.“

Herr Brüll, der Schirmhändler, erzählte jetzt, daß ein anderer Feldwebel den Degen des Herrn Feldwebel Waldmann mitgenommen hätte. Der Gefreite lachte.

„Ja, wir wissen es schon, daß Sie ohne Seitengewehr hier gefessen haben. Jetzt kommen Sie nur mit!“

Waldmann ward etwas schwül zu Muth; er gab sich als Feldwebel von der Kommandantur zu erkennen. Würde sich später finden, meinte der Patrouillenführer; für's Erste möge der Sergeant nur ruhig mitkommen. Waldmann nahm seine Zuflucht zur Grobheit und suchte sich die Patrouille durch Anschreien vom Leibe zu halten; aber der Gefreite wurde auch grob und schrie ihn wieder an. Als Herr Brüll sich erhob, um Zeugniß für Feldwebel Waldmann abzulegen, sagte der Gefreite: er wäre ein dummer Civilist und sollte das Maul halten; und Gustav, der das Gleiche für seinen Herrn Feldwebel versuchte, drohte er, ihn ebenfalls zu arretiren. . . er wisse schon, was es mit solchen Aussagen von Civilisten auf sich habe. Und es half gar nichts: er nannte Waldmann nach wie vor Sergeant, Waldmann war und blieb Arrestant und mußte mit fort. Der Gefreite drohte ihm noch: er werde seine Widerständigkeit melden. Furchtbar schämte sich der Feldwebel, als die Soldaten ihn aus der „weißen Feder“ schlepten. Müßten nicht Alle glauben, daß er gar kein richtiger Feldwebel wäre und sich immer nur für einen solchen ausgegeben hatte, wenn sie ihn so von gemeinen Soldaten zur Wache transportirt sahen? Was verstanden die dummen Civilisten (wie der Gefreite sich sehr richtig ausgedrückt hatte) von militärischen Angelegenheiten!

Auf der Strafe wurde ihm eine neue Ueberraschung zu Theil, als es hieß, er werde auf die Konstablerwache gebracht. Unter keinen Umständen wollte sich der Patrouillenführer dazu verstehen, ihn auf die Hauptwache zu bringen, wo das Mißverständnis sich schnell lösen mußte. Und dann, gnade Gott dem Gefreiten und namentlich diesem Schuster, der durch seinen Ungehorsam und seine Faulheit das ganze Unheil angerichtet hatte.

Hu, wie kalt wehte es Waldmann an, als er in die Wachtstube der Konstablerwache eintrat. Kein Funken Feuer im Ofen; die Fenster dick überfroren; mit angezogenen Mänteln hockten die Soldaten dicht neben einander und prusteten vor Frost. Jetzt that ihm die schønne Antwort leid, die er dem Sergeanten am Nachmittage geschickt hatte. Neben dem Ofen sah er auch das bewußte Scheit Holz.

Waldmann dachte, es werde am klügsten sein, den Sergeanten freundlich anzureden und ihm das Mißverständnis zu erklären. In Willig's Augen leuchtete es unheimlich auf, als er den abgefangenen Unteroffizier sich für den Feldwebel Waldmann von der Kommandantur ausgeben hörte. Er suchte die Achseln, als der Arrestant geendet hatte, und fragte ihn, ob er diese seine Angabe irgendwie beweisen könne; aber Waldmann hatte zum Unglück nichts weiter in seinen sämtlichen Taschen, als ein Portemonnaie mit einem Thaler und siebenzehn und einem halben Silbergroschen, welche nun schlechterdings durchaus nicht im geringsten für seine Legitimation brauchbar waren. Ja, dann that es ihm leid, sagte Willig, dann könne er seinen Gefangenen nicht entlassen, und setzte hinzu, daß er von der ganzen Räubergeschichte nichts glaube.

„Sie wollen sich freilagen auf diese Weise — das kennt man schon.“

Waldmann verschwor sich hoch und theuer: er sei der Feldwebel Waldmann von der Kommandantur; doch Willig machte zu allen seinen Beteuerungen nur eine spöttische Geberde mit der Hand, ersuchte seinen Herrn Kameraden, gefälligst irgendwo Platz zu nehmen (neben den Ofen brauche er sich nicht zu setzen; dieser sei doch nicht geheizt), und fing an, seinen Rapport zu Papier zu bringen, für welchen ihm der Gefreite, der die Patrouille nach der „weißen Feder“ geführt hatte, den Beitrag lieferte, daß der p p Arrestant sich sehr widerstreblich benommen habe und nur mit Mühe fortzubringen gewesen sei. Ehe er die Feder wieder hinlegte, ermahnte Willig den Feldwebel noch einmal, der Wahrheit die Ehre zu geben, seinen richtigen Namen zu nennen und die Kompagnie, zu welcher er gehöre.

„Ich lasse Sie doch nicht fort,“ sagte er. „Und durch Ihre hartnäckigen Lügen machen Sie Ihren Fall nur noch schwerer und verschärfen sich Ihre Strafe. Wenn Sie aber geständig sind, will ich von Ihren Versuchen, den Wachthabenden durch falsche Angaben hinter's Licht zu führen, nichts melden, aus Kameradschaft.“

Waldmann, der sich neben den Tisch gestellt, fing vor Aerger an, heftig zu werden, suchte seine Identität mit dem Feldwebel von der Kommandantur durch Schreien zu beweisen, stampfte mit dem Fuß auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. Der wachthabende Sergeant ermahnte ihn sehr ernst, sich ruhig und gefittet zu benehmen, sonst würde er ihn in eine Arrestzelle sperren, wie er von Rechtswegen überhaupt thun solle; denn die Wachtstube wäre für die Wache und die Löcher wären für die Arrestanten. Solche Zurechtweisungen mußte der Feldwebel von einem Sergeanten hinnehmen! Waldmann sah ein, daß er mit Gewalt und mit Grobheiten nichts ausrichtete. Er zog mildere Saiten auf und, so unangenehm es ihm auch war, diesen Vorfall berühren zu müssen, erinnerte er den Sergeanten an den Boten, welchen er ihm der Feuerung wegen auf die Kommandantur geschickt hatte, und verlangte, mit demselben konfrontirt zu werden, damit dieser für ihn zeuge. Der betreffende Mann befand sich aber auf Posten und kam vor Elf nicht wieder auf die Wache. Ihn für eine kurze Zeit abzulösen und herzuholen, lehnte Sergeant Willig rundweg ab. Und als es endlich elf Uhr wurde und der Soldat wieder da war, guckte er Waldmann zwar sehr lange an, sagte aber zuletzt: er könne sich auf das Gesicht nicht mehr so genau besinnen und nicht bestimmt versichern, daß der arretirte Sergeant der Feldwebel von der Kommandantur sei. Zu allem Schaden hatte der arme Waldmann auch noch den Spott; denn die „Kerls“ lachten ihn ganz ungenirt aus, als ihr Kamerad diese Antwort gab.

Indessen hatte den Sergeanten Waldmann's Verufung auf seinen Boten doch stutzig gemacht; er ließ sich jedoch nichts merken — und wenn er auch tausendmal die Ueberzeugung gewonnen, daß der Zufall dem Feldwebel einen bösen Streich gespielt hatte (so unwahrscheinlich das auch war): er würde diese Ueberzeugung hübsch für sich und den Feldwebel auf der Wache behalten haben. Auf Waldmann's dringendes Bitten ließ er sich endlich dazu herbei, eine Ordre mit einer Anfrage, was bei diesem speziellen und sonderbaren Fall zu thun sei, nach der Hauptwache zu schicken — sie kam mit der Meldung zurück, der Lieutenant befände sich auf der Rende nach der Militär-Badeanstalt. Waldmann seufzte. Alles schien sich heute gegen ihn verschworen zu haben!

Er ergab sich in sein Schicksal. Er wußte selber, daß der Sergeant ihn nicht entlassen konnte und daß er demselben noch sehr dankbar sein mußte; denn eigentlich durfte dieser ihm gar nicht einmal die Vergünstigung einräumen, das Weitere auf der Wachtstube zu erwarten; nach der Strenge des Reglements gehörte Waldmann oben hinauf, in den Arrest. Aber es war schon Strafe genug für ihn, in dem kalten, ungemüthlichen Wachtlokal zu sitzen, anstatt im warmen Stübchen, bei Punsch und Bäcklingen und in Gesellschaft einer jungen hübschen Wittve. An Hinlegen und Schlafen war kein Gedanke — man wäre sofort dabei erstorben. Um sich die Füße warm zu halten,

trampelten die Soldaten allerhand schöne Melodien, z. B. den Desfauermarsch und „Ich bin ein Preuße“, wozu Einige auch piffen, bis der Sergeant dieses Konzert als unmilitärisch verbot und seine Leute, mit einem Seitenblick auf eine gewisse anwesende Persönlichkeit, schalt: ob sie denn gleich zu Schneemännern zusammenfröhen, wenn sie einmal nicht vor dem hellen Feuer hocken könnten; sie sollten sich schämen; die Kameraden draußen auf Posten hätten auch nicht überall einen warmen Ofen bei sich. Als Waldmann sich zum etwa zweihundertsechundvierzigsten Male über die Kälte beschwerte, bot Willig ihm seinen Gefreiten an, um ihm die Nase reiben zu lassen, bis ihm wieder warm sei.

Auf dem Hof lagen große Haufen altes Holzgerümpel; kein Mensch konnte es jemals entdecken, wenn ein Balken und ein paar Bretter davon für den Bedarf des Wachstubenofens fortgenommen wurden. Bei einem Besuche, welchen Feldwebel Waldmann dem Hofe abstattete, machte er die Bekanntschaft dieser Haufen, deren gebirgsartigen Charakter ihm das Mondlicht offenbarte. Er schlug Sergeant Willig den Plan vor, der bei ihnen herrschenden Noth durch eine Zwangsanleihe bei den Holzhaufen ein Ende zu machen; die Pflicht der Selbsterhaltung entschuldige diese Gewaltthat genügend. Doch mit tief sittlichem Ernst erwiderte ihm der Sergeant: er habe strengen Befehl von der Kommandantur erhalten, ja keine dummen Streiche zu machen und die etwa auf dem Hofe der Konstablerwache lagernde Feuerung anzugreifen; und niemals würde er sich so weit vergessen und einem gegebenen Befehle ungehorsam sein. Er wollte gerne frieren, wenn der Feldwebel nur mitfrieren mußte! Vergebens versicherte ihm Waldmann: er sei ja selber der Feldwebel von der Kommandantur und wolle dem Sergeanten schon den Rücken decken.

„Das sagen Sie, daß Sie der Feldwebel von der Kommandantur sind,“ sagte der Sergeant. Unter solchen Umständen und bei solcher Hartnäckigkeit des Wachhabenden brachte Waldmann seine andere Idee, das Treppengeländer aufzubrennen oder die Beine von den Britschen loszubrechen, lieber gar nicht erst in Vorschlag.

Um Zwei wurde abermals eine Ordonnanz nach der Hauptwache geschickt. Wenn auch von einem Besuche bei seiner Wittwe längst keine Rede mehr sein konnte: wenigstens ein paar Stunden Schlaf im warmen Bette waren noch zu gewinnen. O, sein warmes Bett in der gemütlichen kleinen Stube — es schwebte Waldmann wie ein Phantom vor den Augen, nach welchem er begehrend die Arme ausstreckte, ohne es erreichen zu können! In unbeschreiblicher Spannung erwartete er die Rückkehr des Soldaten. Endlich kam dieser wieder und brachte die Nachricht: der wachthabende Lieutenant sei fort auf Ronde, nach dem Pulverturm, und würde vor fünf Uhr nicht zurück sein. Ja, ja, es gibt eine Nemesis auf Erden! Waldmann fühlte sich in diesen Augenblicken tief überzeugt davon.

Nun schickte er nicht wieder nach der Hauptwache, versicherte Sergeant Willig, ließ sich aber trotzdem noch einmal durch die bittenden Vorstellungen Waldmann's hiezu bewegen und sandte um fünf Uhr zum dritten Male einen Boten ab, mit dem Auftrage, auf den Lieutenant zu warten, wenn dieser noch nicht wieder zurückgekommen sein sollte. Auf dem Rückwege vom Pulverturm kam Lieutenant Holter-

mann am Bahnhofe vorbei, wo um diese Zeit ein Kurierzug abging. In Folge dieses, man kann mit gutem Gewissen behaupten, alltäglichen Umstandes (weil der Zug alle Tage abging) war auch die Bahnhofrestauration zu dieser frühen Stunde schon geöffnet. Bereits auf dem Hinwege hatte Lieutenant Holtermann sich vorgenommen, diese Gelegenheit zu einer Restauration zu benützen, und führte besagten erhabenen Gedanken auch aus. Er kniepte ganz flott: trank eine Tasse Kaffee, vier Cognaks, zwei Seidel Erlanger und verzehrte drei Butterbrode, welche bereits seit dem Mittag des gestrigen Tages sehnlichst der Erfüllung ihrer Bestimmung harrten. Um Sechs erschien Lieu-

Sergeant Willig zu dem niedergeschmetterten Waldmann. „Erst können Sie noch Kaffee mit uns trinken; aber dann muß ich Sie nach oben bringen und Sie einschließen. Der Offizier du jour ist noch nicht dagewesen; und wenn der nachher kommt und findet Sie hier, so fängt er einen Heidenpektakel an. Ich kenne ihn; es ist Hauptmann Dimstein.“

Das Scheit Holz, welches Feldwebel Waldmann gespendet hatte, wurde klein gehackt, Wasser heiß gemacht und Kaffee gekocht. Waldmann erhielt seine Portion so gut wie die Anderen; Sergeant Willig theilte sogar großmüthig seinen Zucker mit ihm und brachte ihn dann in Sicherheit vor dem Hauptmann du jour, wie Willig sich schönfärberisch ausdrückte, das heißt: er sperrte ihn vorschriftsmäßig in Arrest. Waldmann fühlte sich gebrochen und erfroren; er ließ Alles mit sich geschehen.

„Wo der Feldwebel heute nur bleibt,“ sagte Schuster zu seinem Kollegen Freiburg, „es ist gleich dreiviertel auf Neun. Hätte ich das gewußt, wäre ich wirklich nicht so gelaufen, um pünktlich um Acht hier zu sein.“

„Sie waren wohl gestern Abend im Kutschhof?“ fragte Freiburg.

„Ja,“ antwortete Schuster, „ich konnte aber erst um Zehn hinkommen. Da wurde es dann natürlich eine lange Sitzung.“

„Um Zehn erst?“

„Der General hatte mich so lange aufgehalten,“ erklärte Schuster.

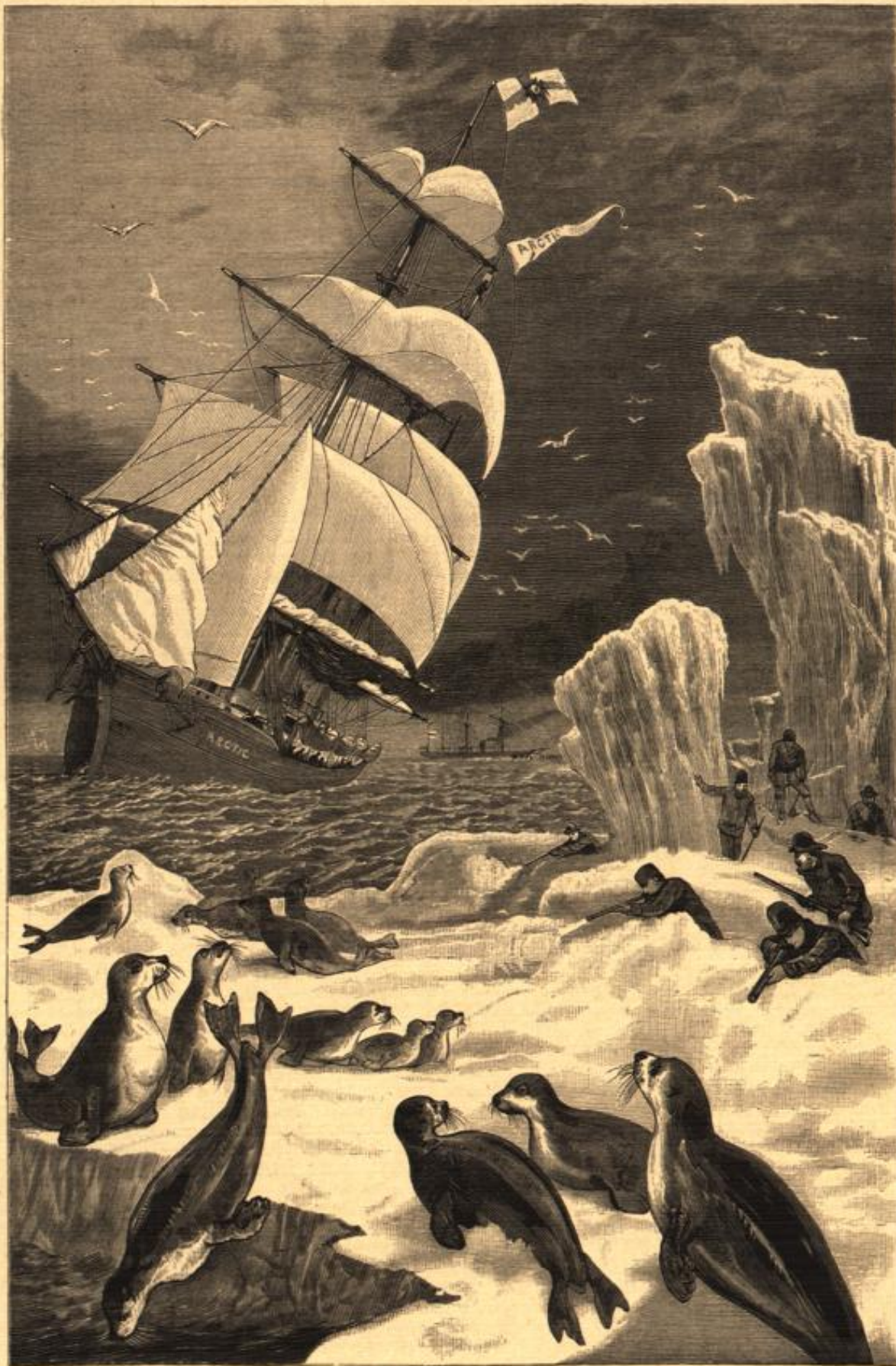
Bald darauf ertönten schwere Tritte auf der Treppe.

„Das ist doch nicht der Feldwebel?“ meinte Freiburg.

„Das ist Kornburg, wahrhaftig!“ sagte Schuster, nachdem er eine Sekunde lang gelauscht hatte. „Der wird Augen machen, daß Waldmann noch nicht da ist,“ dachte er für sich. Der Stadtkommandant trat ein. Seine erste Frage war: wo Feldwebel Waldmann wäre. Sie wußten es nicht, Herrn General zu Befehl, antworteten die Schreiber. Kornburg bemerkte: es sei aber schon sehr spät, wozu die Schreiber ihrerseits nichts hinzuzusetzen hatten, nahm die eingelaufenen Rapporte vor und sah sie durch. Ein Blatt interessirte ihn besonders. Mit einem Male sagte er, zu Schuster's furchtbarem Schreden:

„Gefreiter Schuster, hö. ren Sie mal zu: Rapport von der Konstablerwache, F. . . . den 22. Dez. 1870. Morgenrapport. Um halb zehn Uhr gestern Abend erschienen der Gefreite Schuster von dem Ersatzbataillon des Infanterieregiments No. 2, angeblich von einem Offizier der hier auf Durchmarsch befindlichen Artilleriebrigade beordert, mit dem Auftrage: einen muthmaßlich ohne Urlaub ausgebliebenen und ohne Seitengewehr in der Gastwirthschaft zur „weißen Feder“ sich aufhaltenden Ser-

geanten von der Infanterie in Verhaft zu nehmen. Es wurde eine Patrouille von zwei Mann unter Führung des Gefreiten Braun nach der „weißen Feder“ abgeschickt und der hier richtig ohne Seitengewehr und ohne Urlaub betroffene Sergeant von der Infanterie unter großer Widerseßlichkeit seinerseits und nur mit Mühe zur Konstablerwache abgeführt. Auf der Wache gab sich derselbe für den Feldwebel Waldmann von der Kommandantur aus, konnte diese Angabe jedoch durch nichts beweisen. Auf wiederholte Anfrage bei dem auf der Hauptwache wachhabenden Offizier ging die Ordre ein, den p. p. Waldmann vorläufig in Haft zu behalten und an die Kommandantur zu berichten. Die dem Gefreiten Schuster abgenommene Urlaubskarte liegt dem Rapporte bei.



Seehundsjagd. Originalzeichnung. (S. 158.)

tenant Holtermann erst wieder auf der Hauptwache und schickte dem Wachhabenden von der Konstablerwache folgenden Bescheid: was ihn, den Lieutenant Holtermann, die Geschichte anginge; der Sergeant solle reglementsmäßig Rapport abstatten; bis darauf von der Kommandantur Bescheid eingetroffen sei, bliebe Arrestant im Cachot; und wenn es wirklich der verfluchte Kerl, der Feldwebel Waldmann von der Kommandantur sei, der ihn nach der Militär-Badeanstalt und nach dem Pulverturm hinausgeholt habe, so habe er sich die Folgen selber zuzuschreiben. . . warum ginge er ohne Degen aus, zumal, da es auf das Strengste verboten sei.

„Sie sehen, ich habe mein Möglichstes gethan,“ sagte



Polnische Bauernhochzeit. Zeichnung von Jules Rossak. (S. 162.)

„II. Auf der Konstablerwache fehlt es an allem Brennmaterial, so daß gestern schon kein Ofen mehr geheizt werden konnte. Als der auf der Konstablerwache heute wachhabende Sergeant Willig gestern Nachmittag, unter Berufung auf einen vorgestern vom Unteroffizier Stübler über denselben Gegenstand eingereichten Rapport, bei der Kommandantur über den herrschenden, gesundheitsgefährlichen Nothstand Bericht, mit der Bitte um schleunige Abhilfe, in Form mündlicher Vorstellung sandte, lieferte der Feldwebel Waldmann nur ein, dem von der Konstablerwache geschickten Boten selber mitgegebenes Scheit Brennholz, drei und eine halbe Spanne lang und eine halbe Spanne dick.“

„III. Krank: die Arrestanten Dünnebier, Blankert, Pieper und Süßmann.“

Der General hatte diesen Rapport nicht so glatt weg verlesen können, weil das Lesen ihn verschiedentlich zwang, seine Lektüre zu unterbrechen. Freiburg sicherte frampfhaft vor sich hin. Schuster lachte nicht; für ihn war die Sache zu ernst.

„Ein Artillerieoffizier hat Ihnen also den Auftrag gegeben?“ fragte der Stadtkommandant den Gefreiten Kommandanturschreiber Schuster.

„Zu Befehl, Herr General!“

Kornburg ersah den Fall etwas verdächtig; er glaubte nicht recht an den Offizier von der Artillerie; er konnte sich keine Rechenschaft darüber geben — aber er ahnte ein dunkles Geheimnis; Schuster benahm sich auch so sonderbar.

„Hören Sie mal!“ redete er Schuster scharf an, indem er ihn mit blitzenden Augen fixierte, „hören Sie mal... Sie scheinen mir persönlich in die Sache verwickelt.“ Er hatte viele Übung und persönliche Erfahrung im Anschreiben; und es war ein ausgezeichnetes Mittel, um sofort die Wahrheit zu erfahren oder — was auch vorkam — zu der Aussage zu nöthigen, welche er hören wollte, welche Aussage aber durchaus nicht allemal mit der Wahrheit identisch zu sein brauchte; was dann aber gewöhnlich erst an den Tag kam, wenn es zu spät war und der Mann seine Strafe weg hatte.

„Ja wohl, Herr General; es ist ein Offizier gewesen, zu Befehl,“ stammelte Schuster.

„Wissen Sie, was das gewesen ist, was Sie eben gesagt haben?“ fragte Kornburg ihn. Und setzte gleich selber die Antwort hinzu: „Unsinn!“ Und wenn man die wahre und tatsächliche Sachlage bedenkt, kann man nicht umhin, den Scharfsinn des Generals als ganz auf der richtigen Spur befindlich zu erklären. Schuster verbarnte indessen bei seinem Zeugnis. „Wir werden schon bald den wahren Zusammenhang erfahren,“ sagte der General. „Freiburg, gehen Sie mal hin auf die Konstablerwache und lösen Sie den Feldwebel aus. Es ist gar kein Zweifel, es ist Waldmann, der abgefahrt worden ist... wird schön wüthend sein,“ fügte er hinzu.

Freiburg holte den arretirten Feldwebel aus der Konstablerwache ab.

„Was Sie nun sein mögen, Sergeant oder Herr Feldwebel,“ sagte Sergeant Willig zum Abschied zu Waldmann, „sorgen Sie nur, daß bald etwas Feuerung hergeschafft wird; denn Sie wissen ja, es ist höllisch kalt hier.“

Während Freiburg unterwegs war, qualte der General Schuster ganz schrecklich, ihm die Wahrheit zu gestehen; aber Schuster hatte trotz seiner geistigen Erschütterung doch noch Kraft genug, zu überlegen, daß es zum mindesten voreilig sei, vor der Ankunft des Feldwebels sich selber, und diesen hinzu, durch ein Geständnis in die Tinte zu bringen. Stadtkommandant Kornburg sah Waldmann lächelnd an, als dieser vor ihm stand, und las ihm den Rapport von der Konstablerwache vor. Schweigend hörte Waldmann den Bericht an und in Schweigen verbarnte er, als der General das Blatt wieder sinken ließ.

„Ist das Alles richtig?“ sagte Kornburg.

„Zu Befehl, Herr General.“

„Aber so erklären Sie mir doch mal die Geschichte näher!“ rief der Stadtkommandant.

Waldmann erklärte dem General die unglückliche Geschichte dahin, daß er seinen Degen vergessen gehabt habe, mehr nicht... von dem Schweinefleisch und von dem Hasenbraten, die sein Kollege Trübener ihm vor der Nase weggeessen hatte und daß er sich hierfür hatte rächen wollen, sagte er nichts.

„Und wie ist denn das mit dem Offizier... wissen Sie etwas davon?“ forschte Kornburg hierüber näher nach, indem er Schuster fixierte.

Schuster klopfte das Herz.

„Es wäre ein Offizier in der weißen Feder gewesen, von der Artillerie,“ sagte Waldmann.

„Und der hat Sie dort gesehen?“

„Zu Befehl, Herr General.“

„Haben Sie vielleicht etwas mit ihm gehabt, ihn nicht gegrüßt...?“

„Nein, Herr General; er hat sich an's Büffet gestellt und ein Glas Bier getrunken. Weiter ist nichts vorgefallen.“

„Wie konnte er Sie denn aber für einen Sergeanten halten?“

„Er sah mich kommen, Herr General.“

„Hm, hm,“ sumnte der Stadtkommandant. Es war ein merkwürdiger, fast unbegreiflicher Zufall, der da gespielt hatte; aber nach der eigenen Aussage des Feldwebels konnte Kornburg nicht mehr an demselben zweifeln. Er

hatte noch verschiedene Fragen; aber Waldmann hatte sich gründlich präpariert und verschnappte sich mit keinem Worte. Zuletzt schüttelte der General den Kopf. „Ja, dann sind Sie freilich unschuldig,“ sagte er zu dem Gefreiten Schuster und darauf zu Waldmann gewendet: „Es ist doch eine blamable Affäre für einen Feldwebel! Und die ganze Nacht haben Sie im Arrest zubringen müssen?“

Waldmann hielt es für das Klügste, zu antworten: „Zu Befehl, Herr General.“

„Natürlich,“ meinte dieser, „der Wachhabende hatte eben seine Pflicht zu erfüllen und durfte Sie nicht besser behandeln, als irgend einen andern Arrestanten... Konnten Sie sich denn gar nicht auf irgend eine Weise legitimieren, Jemand holen, der Sie kannte oder sonst was thun?“ Waldmann schwieg. „Haben Sie Alles so dumm und stumm über sich ergehen lassen?“ schalt der Kommandant weiter. Waldmann schwieg. „Wenn die Sache bekannt wird, kann ich Sie nach dieser Blamage gar nicht länger behalten, sondern muß Sie in Ihr Regiment zurückstellen... Und den Offizier von der Artillerie hätte ich auch sehr gerne gesprochen. Werde ihn wohl noch ermitteln.“

Aber diese Drohung schreckte Waldmann nicht; die Artilleriebrigade war jetzt schon wieder aus der Stadt fort; und hinterher schreiben konnte der General nicht — wäre wenigstens mit unendlichen Umständen verknüpft gewesen. Kornburg sah seinen blamirten Feldwebel — er ärgerte sich über die Blamage desselben! — eine Weile lang an, als ob er nicht mit sich darüber einig werden könne, ob er ihn noch extra bestrafen solle, dafür z. B., daß er im Stande gewesen war, seinen Degen zu vergessen; aber endlich sagte er etwas gnädiger: „Na, haben Sie wohl tüchtig gefroren die Nacht über.“

Und das brachte ihn auf den zweiten Theil des Rapportes vom Sergeant Willig. Er hätte ja gar nichts davon erfahren, daß das Holz auf der Konstablerwache vollständig verbraucht worden sei; wo denn der Rapport vom Unteroffizier Stübler wäre? „Mir haben Sie keinen vorgelegt, Feldwebel.“ Waldmann entschuldigte sich: er hätte die Sache nicht für so eilig gehalten und erst selber untersuchen wollen; die Wachen kämen nie die reglementsmäßige Zeit mit dem ihnen zugewiesenen Brennmaterial aus. Der Stadtkommandant fing an zu schelten; er verbote sich der gleichen Nachlässigkeiten, denn eine Nachlässigkeit wäre es — oder vielleicht gar Absicht, indem der Herr Feldwebel befürchtet hätte, die Vorlage des Rapportes möchte ihn zu lange aufhalten. Der General besaß wirklich einen bewunderungswürdigen Scharfsinn! „Und dabei stand noch eitissime auf dem Rapport — der Herr Feldwebel aber versteckt ihn in sein Vult!“ schloß er — über diesen Gegenstand. Er blieb noch länger als eine volle Stunde auf der Kommandantur... eine Stunde voll Angst und Sorgen für Feldwebel Waldmann. Er hätte denn sonst so gutmüthigen Kornburg gar nicht die Fülle von Malice zugebracht, welche Jener während besagter Stunde entwickelte. Endlich aber tobte sich das Gewitter aus; Kornburg lächelte wieder und gab seinem Feldwebel für den Nachmittag Urlaub, zur Erholung für den ausgestandenen Schrecken.

Um Elf ging der General fort. Zehn Minuten nach Elf hatte Sergeant Willig auf der Konstablerwache bereits die offizielle und schriftliche Erlaubnis in Händen, die Holz- und Gerümpelhaufen zur Heizung seiner Lokalitäten zu benutzen. Schreiber Freiburg brachte diesen Befehl.

Bestellen Sie dem Herrn Feldwebel meinen besten Gruß,“ trug Sergeant Willig ihm auf; er möge auch seiner freundlich gedenken, wenn er ihm einmal einen Dienst zu erweisen Gelegenheit habe; denn der Herr Feldwebel werde doch selber bekennen müssen, daß er ihn nicht anders als rücksichtslos, gar nicht als Arrestanten und nur als Feldwebel behandelt hätte.

„Donnerwetter! hier ist aber geheizt!“ rief Unteroffizier Neuenhahn, der den Sergeanten Willig um Mittag ablöste, vergnügt aus. „Sonst ist es immer so kalt auf der alten Konstablerwache. Ich dachte schon, ich müßte wieder den ganzen Tag frieren.“

Feldwebel Waldmann ging heute nicht in die „weiße Feder“ zu Tisch; sondern ah in der Konkurrenzstube quer gegenüber, im „schwarzen Raben“; und nachdem er gespeist, begab er sich nach Hause, um zu schlafen. Es war schon dämmerig geworden, als ihn Jemand aus dem angenehmen Halbschlummer weckte; sein Schreiber Freiburg brachte ihm einen Brief mit der Notiz „zidissimo“.

„Geehrter Herr Feldwebel? ich weiß wirklich nicht, womit ich das um Sie verdient habe; aber da Sie mit mir so schroff gebrochen haben, habe ich nunmehr auch meine Freiheit mir zu vertheidigen und Ihnen Ihre Beleidigung vorzuhalten, die ich doch durch nichts hervorprovokirt habe, sondern im Gegentheil war mein Benehmen stets anständig und zurückhaltend. Und wenn die Leute schon zu sprechen anfangen, so war es doch nur, weil Sie mich so oft zu mir kommen sahen. Und namentlich ist es rücksichtslos gewesen, mir das so ohne durch die Blume zu verstehen zu geben, wenn auch Friederike ihr Bruder Junglück noch zu dumm ist um so etwas zu begreifen? Er ist überhaupt so dumm; Pünch hat er doch mitgebracht, obgleich Sie ihm das gesagt haben? Denn was soll eine einzelne, allein stehende verwehte Wittfrau wohl mit für zwanzig Groschen Pünch, der nun noch unaufgehorcht im Schranke steht. Wirklich, das muß ich sagen, daß habe ich nicht um Sie verdient? Und gleich so grob? Wann habe ich je zu

Ihnen gesagt, daß ich in verwandtschaftliche Beziehungen zu Ihnen treten wollte???? So etwas sagt überhaupt keine Frau, wenn sie anständig ist? Und Sie aber, Sie bestellen mir durch den dummen Jungen, Sie möchten mit mir in kein verwandtschaftliches Verhältniß treten. Wui? schämen Sie sich Herr Feldwebel bis nach zehn, warte und warte ich immer auf Sie und denke, Sie kommen? Weil Wilhelm den Pünch mitgebracht hat und wie ich ihn nun endlich aus der Küche rufe, wo er bei Friederike auf dem Stuhl sitzt und schläft, weil ich ihm Abendbrot versprochen hatte, wenn wir die geräucherten Bücklinge äßen? Ach, ich komme ganz heraus, Sie müssen mir das aber zu Gute halten bei meiner Gemüths-Erregung, denn es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit? Wie ich ihn nun also endlich aufwede, damit er mir bestellen soll, was Sie gesagt haben, da sagt er, Sie hätten gesagt, Sie möchten in keine verwandtschaftliche Verbindung mit mir treten, und ich hatte Sie doch bloß einfach zu geräucherten Bücklingen eingeladen, weil Sie die so gerne essen. Aber wenn ich das gewußt hätte, was mein Lohn geworden ist, so hätte ich sicherlich keine gekauft, die jetzt alle Friederike und ihr Bruder bekommen haben. Damit wollte ich jetzt weiter kein Wort über die ganze Sache verlieren. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie schändlich und gemein gehandelt haben an einer alleinlebenden Wittwe, sie so zu beschimpfen! Sie sollen lernen, daß eine Frau auch Herz und Gefühle hat? und daß Sie nicht in Jeder gleich so eine zu sehen haben womit Sie umzugehen gewohnt sind, der Sie ohne Weiteres durch Friederikes Bruder sagen lassen können, daß Sie in kein verwandtschaftliches Verhältniß mit ihr treten möchten?“ und um halbelf erfahre ich es erst, während das heiße Wasser schon ganz kalt wurde und Friederike noch einmal neu Holz auflegen und anblasen mußte? Aber damit will ich schließen, indem Sie mir einen herben Seelensamerz, von dem Sie sich als rauher Feldwebel gar keinen Begriff machen können, hinterlassen? Ich wollte Ihnen nur meinen Haß und meine Verachtung wegen Ihres Benehmens gegen eine anständig alleinlebende Frau bezeugen und daß, wenn Sie ein ehrlicher Mann sind? sie mir schriftlich! das mir angethane Unrecht abtun würden. Dazu fordere ich Sie hiemit auf? Ihre tiefbeleidigte Franziska verwehte Eilertin, Strumpf- und Wollenwaarengeschäft selige Erben. Post f. Ich möchte nur wissen, wann ich jemals zu Ihnen gesagt hätte, ich wollte mit Ihnen in ein verwandtschaftliches Verhältniß treten. Ich habe es Friederiken ihr Bruder zuerst gar nicht glauben wollen und dem armen Jungen zwei Ohrfeigen gegeben.“

Das stand in dem Brief, den Feldwebel Waldmann erhalten hatte. Erst verstand er den Inhalt nicht recht; aber nachdem er sich in's Gedächtniß zurückgerufen, was er dem Jungen, der gestern bei ihm mit der Einladung von Frau Eilert auf der Kommandantur gewesen, zuletzt noch in Betreff seiner, des Feldwebels, Neigung, mit ihm, dem Jungen, in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten, gesagt hatte — da verstand er den Inhalt. Er machte sich flugs auf zu einem Besuche bei Frau Franziska verwehte Eilert. Wollte er sie über die richtige Verwendung der Fragezeichen, deren Gebrauch ihr, nach ihrem letzten Briefe zu urtheilen, nicht recht klar zu sein schien, belehren... oder wollte er sich mit ihr über das Thema „verwandtschaftlicher Beziehungen“ aussprechen?

In die „weiße Feder“ ging Feldwebel Waldmann nicht mehr zu Tisch. Er hatte einen bessern Mittagstisch gefunden — irgendwo in der Birnengasse. Mit seinem Kollegen Trübener sprach er das erste freundschaftliche Wort wieder: — als er ihn zu seiner Hochzeit einlud mit Franziska Baum, verwitwete Eilert. Der arme Schuster aber wurde zum Sündenbock gemacht. Er verlor des Feldwebels Gunst, der ihn beim General als unfähig anschwärzte. Und so verlor Schuster den angenehmen Dienst auf der Kommandantur und wurde wieder in seine Kompagnie eingestellt.

## Polnische Bauernhochzeit.

(Bild S. 161.)

Die Bauernhochzeiten sind fast überall sehr lustig; in Norddeutschland dauern sie in reichen Gemeinden oft drei Tage, wo dann das ganze Dorf schmaust, als ob es keine Zukunft mehr gäbe. Die polnischen Bauernhochzeiten sind nicht weniger lustig, nur spielt hier der Schnaps eine große Rolle. Die Braut wird in festlichem Aufzuge von dem Bräutigam mit dessen Kameraden und den gesammten Hochzeitsgästen abgeholt zu seiner Behausung, ist sie aus einem Nachbardorf, geschieht das zu Wagen. Die Braut sitzt in diesem Falle, gekrönt mit Kranz und Bändern, nebst ihren Brautführerinnen in dem ersten Wagen, welchen der Bräutigam, den Gut mit einem riesigen Strauß gekrönt, zu Pferde begleitet; die Hochzeitsgäste mit den Musikanten folgen. Vor jeder Schenke wird Halt gemacht, gelubelt, gelacht, geschert und der Braut zugekrönt.

Einen solchen Halt zeigt unsere Illustration. Das Ende der heitern Festlichkeit wird freilich starke Betrunkenheit sämmtlicher Gäste sein, denn die großen Quantitäten Brantwein, welche vom Morgen bis spät in die Nacht hinein verliert werden, machen ihre Wirkung auch bei den Abgehärteten geltend.

# Der Schmetterling und die Raupe.

Eine Fabel

Dr. August Dore.

In des Goldes Pracht gekleidet,  
Flog, von Tausenden beneidet,  
Hin und her ein Schmetterling.  
Als er dann, sich brüstend, hing  
An der Knospe einer Rose,  
Sah er auf dem Nesselblatt  
Unter sich im dumpfen Moose  
Eine Raupe, müd und matt.

„Staubbewohn'rin, häßlich Thier,  
Du bei mir im Garten hier?“  
Ruft er ihr verächtlich hin.  
„Weißt du denn nicht, wer ich bin?“  
Sprach die Raupe freundlich nickend,  
„O, es ist wahrhaft beglückend,  
Einen Sohn von meinem Stamme,  
Nur von nied'rer, dürft'ger Amme,  
Auf des Lebens Sonnenhöhe  
So in Rang und Glanz zu sehn!“ —

„Unverschämte, dir verwandt?“  
Rief der Falter zornentbrannt,  
„Deiner lächerlichen Klage  
Geb' ich Antwort, sieh! — ich siege.“

So ist Mancher hoch gestiegen,  
Der die Niedrigkeit vergaß,  
Wo einst seine Mutter saß,  
Sorgenvoll ihn einzuwiegen.

(Aus: „Neue Originalfabeln“ von Dr. August Dore.  
Berlin, Deutscher & Koberg.)

## Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola

Emile Zola.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

28.

Um neun Uhr schlichen zwei Menschen wie Schatten vorsichtig geräuschlos an den Gebäuden des Hofes entlang. Die Sorgfalt, mit der sie sich im Dunkel hielten, bewies, daß sie nichts Gutes im Schilde führten. Die beiden Pariser hatten ihren Haß vereint und lauerten mit gefaßtem Plane auf den Augenblick der Rache.

Rouvenat ging, wie man weiß, stets als Letzter zur Ruhe und machte vorher immer die Runde in den Stallungen.

Auch heute fragte er wie sonst: „Hat man dem Vieh im Schäferhause alles Nöthige gegeben?“ — „Ja,“ antwortete einer der Diensthofen. „Ich kann aber immerhin noch nachsehen.“ — „Ich gehe mit Ihnen.“

So inspizierte er denn noch Alles, gab dem Diensthofen noch einige Instruktionen für den nächsten Tag und entließ ihn.

„Gehen Sie denn noch nicht in's Haus, Herr Rouvenat?“ fragte der Knecht. — „Nein. Ich will noch ein wenig die frische Luft genießen.“ — „Soll ich Ihnen die Laterne hier lassen?“ — „Wozu? Ich brauche sie nicht mehr.“ — „Dann gute Nacht, Herr Rouvenat.“ — „Gute Nacht.“

Der Knecht entfernte sich. Rouvenat zog seinen Tabak aus der Tasche und stopfte sich die Pfeife. Dann zündete er dieselbe an. Er befand sich neben dem alten, ungebrauchten Brunnen.

Die beiden Pariser waren hinter einer Mauer hervorgeglitten und krochen auf allen Vieren heran.

Rouvenat, ganz in seine Gedanken versunken und ganz ohne Argwohn, sah und hörte nichts. Wie hätte er auch an einen Angriff denken sollen, zwei Schritte vom Hofe?

„Der Brunnen da sollte schon längst verschüttet sein,“ sagte er sich. „Er dient ja zu nichts mehr. Da heißt es immer: nächste Woche soll's geschehen; aber immer kommen wieder wichtigere Sachen dazwischen, und immer wieder wird's verschoben. Und wenn die Tage noch so lang sind, gibt's immer wieder was zu thun. Ich habe Blanche versprochen, das Häuschen Jean Renauds wieder herstellen zu lassen; bei der Gelegenheit kann der Brunnen prächtig verschüttet werden. Mit zwei Karren lasse ich die Steine und Mörtelstücke der Ruine herbringen und damit die Tiefe ausfüllen. So wird's am besten sein.“

Er setzte sich auf den zerklüfteten Rand des Brunnens, wie er gewohnt war. Von hier aus konnte er das Fenster des Zimmers sehen, wo sein Pathos weilte, und oft folgte er lange mit den Blicken den anmuthigen Bewegungen, welche ihr Schatten auf die weißen Vorhänge warf.

In diesem Abend war aber das Zimmer ohne Licht. Das junge Mädchen war zeitlich zur Ruhe gegangen, sie hatte ein wenig Fieber.

„Arme Kleine!“ murmelte Rouvenat. „Sie schläft.“ Und wieder dachte er an Lucile, ihren Sohn und seinen Lieblingsstrauch.

Die Tabakswolke bildete einen kleinen Nebel um sein Haupt.

Plötzlich zog ein leichtes Geräusch neben ihm seine Aufmerksamkeit auf sich. Er wandte sich hastig, aber ohne Schreck um. Er hatte nur noch Zeit, eine dunkle Masse zu sehen, die sich in der Nähe der Linde bewegte. Zugleich erhielt er eine Handvoll Sand in's Gesicht und in die Augen.

Er stieß ein Brüllen aus vor Zorn und Schmerz und sprang in die Höhe.

Vollständig geblendet, streckte er die Arme aus, als ob er einen neuen Angriff abwehren wollte.

Trotz seines Alters hatte Rouvenat noch eine seltene Kraft. Hätte er einen seiner Angreifer erwischt können, würde derselbe wohl nicht mit dem Leben davon gekommen sein.

Das hatten aber die Glenden gewußt und hatten es so eingerichtet, daß sie ihr Opfer ohne Gefahr für sich selber treffen konnten.

„O Du Feigling!“ schrie Rouvenat. „Komm' doch, triff mich doch, wenn Du es wagst!“

Er machte einen Schritt nach vorwärts.

Er traf auf einen Pflock. Seine Hände wollten ihn fassen. Aber in demselben Augenblick erhielt er einen gewaltigen Stoß von rückwärts. Er strauchelte, verlor das Gleichgewicht und fiel hinterrücks in den Brunnen, indem er einen gellen Schrei ausstieß, dessen höchste Note im Abgrunde drucken verhallte.

Die Hände Rouvenats, um den Pflock geklammert, hatten denselben nicht losgelassen, sondern in seinem schrecklichen Falle mit hinuntergerissen.

Die beiden Verbrecher neigten sich über den Brunnen. Ein Stöhnen drang bis zu ihnen herauf.

„Hat Der ein zähes Leben!“ murmelte Joseph Pariser. — „Der kommt nimmer in die Höhe,“ antwortete die dumpfe Stimme des schönen Franz. — „Gut,“ meinte der Vater. — „Wir müssen aber doch noch diesen großen Stein auf ihn werfen.“ — „Wozu?“ — „Versteht Du denn nicht? Er muß ja losgegangen sein, um den Fall zu erklären.“ — „Ja, Du hast Recht.“

Und sie vereinigten ihre Kräfte und wälzten den schweren Stein, der Rouvenat in der Tiefe zermalmen mußte, nach vorn. Schon schwebte derselbe am Rande des Schachtes, ein letzter Stoß, und er lag drunten, als sich plötzlich eine schwarze Gestalt vor ihnen aufrichtete.

Und eine heisere Stimme freischte ihnen zu: „Mörder!“

Sie fuhren entsetzt zurück. Der Mond, der eben hinter einer Wolke hervortrat, ließ sie eine Frau mit langen wirren Haaren und marmorblichem Gesichte erkennen. Unter ihrer hohen Stirne glühten zwei Augen wie Kohlen.

„O, das Gespenst!“ ächzte Joseph Pariser mit erstarrter Stimme.

Und nochmals freischte das Weib mit dumpfem Schrei: „Mörder!“

Von Entsetzen erfaßt, entflohen die beiden Verbrecher und verschwanden im wilden Laufe im Dunkel der Nacht. Aus dem Brunnen herauf klang die jammernde Stimme des Alten: „Zu Hülfe! Zu Hülfe!“

Das Weib hörte sie. Pfeilschnell flog sie zum Hofe und schrie gellend: „Hülfe! Hülfe!“

Plötzlich fand sie sich von zwei Männern angehalten. Es waren Marboche und Leon.

„Was haben Sie? Was gibt's?“ fragte Marboche. — „Dort, im Schäferbrunnen... Rouvenat... Rettet ihn!“ wimmerte sie.

Vom Tone dieser Stimme ergriffen, fuhr der Greis lebhaft nach seiner Stirn mit beiden zitternden Händen, als habe er eine Geisterstimme gehört. Er wollte eine neue Frage stellen, aber das Weib hatte bereits ihren tollsten Lauf fortgesetzt und schwand über den Boden, fast ohne ihn zu berühren.

„Sie haben gehört?“ rief Leon. „Das Weib sprach von einem Brunnen, von Rouvenat, sie schrie um Hülfe.“ — „Ja, ja, eilen wir...“

Am Brunnen angekommen, hörten sie ein Wimmern. Marboche fand bald seine Geistesgegenwart wieder.

„Das ist Rouvenat!“ leuchtete er. „O Gott! Man muß ihn retten um jeden Preis!“

Der Pflock, dessen sich die Pariser bedient hatten, um den Alten umzustößen, und den er mit sich gerissen hatte im Falle, hatte sich glücklicherweise in einer Lücke des Mauerwerkes gefangen, und am entgegengesetzten Ende der Rundung anstößend, hatte das Mordinstrument hier dazu gebietet, das angeklammerte Opfer über dem Wasser zu halten.

Mit den Händen hielt sich Rouvenat an dem Pflocke, die Füße stemmte er in Mauerlücken. So konnte er sich eine Zeitlang im Gleichgewicht halten.

Aber der Unglückliche erkannte zugleich die schreckliche Wirklichkeit. Er fühlte, wie seine Glieder erstarrten, wie seine Kräfte schwanden, wie seine Stimme in der Höhe verhallte, und das Gespenst des Todes wurde den Augen seiner Seele sichtbar.

Da dachte er an Lucile und an die beiden Waisen: Blanche und Leon. So sollte er also sterben, ohne die Wissen seines Daseins vollbracht zu haben!

Vom Sande geblendet, hatte er seinen feigen Angreifer nicht erkennen können; aber er errieth, daß Franz Pariser dabei im Spiele war. Er brauchte sich nicht lange zu fragen, was diesen Glenden bis zum Verbrechen getrieben

habe, er wußte es nur zu wohl: das Vermögen Jacques Mellier's, welches Vater und Sohn besitzen wollten, machte sie sogar eines Mordes fähig. Er erkannte auch blitzschnell, daß man seinen Tod einem Zufall zuschreiben würde; das war für den Thäter die Strafflosigkeit. Diese Idee erfüllte sein Herz mit dumpfer Wuth.

„Nach mir,“ dachte er mit Entsetzen, „werden diese Glenden Jacques tödten, werden sich des ganzen Vermögens bemächtigen und Blanche... was wird aus Blanche werden? Welches schreckliche Loos haben die Niederträchtigen ihr vorbehalten?... Nein, nein, ich will nicht sterben! Ich darf nicht sterben!“ leuchtete er, indem er sich in Verzweiflung an das morsche Holz anklammerte, das ihm zur Stütze diente, aber immer lauter zu krachen begann und jeden Augenblick abbrechen konnte.

Er sammelte seine letzten Kräfte und stieß noch einen gellen Hilferuf aus. Dann stöhnte er mit dem Weinen der Verzweiflung: „Alles vergeblich! Sie schlafen Alle. Und wenn auch nicht, wie kann man mich bis in den Hof hören? Keine Hoffnung mehr! O Gott, Gott, Gott der Gerechtigkeit, warum lässest du mich zu früh sterben?...“

In diesem Augenblicke kamen Leon und Marboche am Brunnen an.

Rouvenat vernahm das Geräusch von Schritten und den Ton der Stimmen über seinem Haupte. Aber seine Ohren sausten. Er glaubte sich getäuscht zu haben.

„Keine Hoffnung mehr!“ stöhnte er nochmals. Und er begann zu röcheln.

29.

Wir wissen, daß Marboche dem Jüngling ein Stelldichein auf der Brücke von Fremicourt gegeben hatte. Beide waren pünktlich gewesen. Noch hatte es nicht neun Uhr geschlagen, als sie auf einander trafen.

„Lassen Sie uns eilen,“ sagte der Jüngling. „Ich möchte schon in Eivry sein, ich möchte schon jene kostbaren Schriften besitzen, die Sie mir versprochen haben.“ — „Ich war erst unlängst an dem Orte, wo sie verborgen sind,“ entgegnete Marboche. „Wir werden weniger Arbeit haben, als ich anfangs dachte; nichtsdestoweniger müssen wir eine eiserne Fange und eine Laterne haben. Das finden wir im Schäferhause des Senillons. Wir werden also anstatt über die Landstraße den Weg über den Fußsteig an der Tabakse nehmen und hinter den Hofgebäuden vorübergehen, damit uns Niemand von dort erblickt.“ — „Sie fürchten also auch Herrn Rouvenat?“ — „Nein. Aber ich habe meine Gründe, daß man uns nicht mitkommen sehe.“

So schlugen sie denn den bezeichneten Weg ein. Als sie hinter den Ställen waren, vernahmen sie den ersten Hilferuf, der durch die Stille der Nacht klang. Vorwärts eilend, sahen sie das verwilderte Weib, deren Stimme Marboche in so große Verwirrung brachte.

Beide hörten dann, über den Brunnen geneigt, das Stöhnen des Verunglückten, ohne ihn aber sehen zu können.

„Rouvenat!“ schrie Marboche. „Rouvenat, ich bin's, Marboche, hören Sie mich?“

Diesmal drangen die Worte deutlich bis in die Tiefe. Neue Hoffnung belebte den Gestürzten, er erhob das Haupt und klammerte sich mit erneuter Kraft an den Pflock.

„Ja!“ antwortete er.

Und wie eine Vision kam ihm der Traum Blanche's in die Seele.

„Wuth!“ schrie von Neuem die Stimme des Bestlers. „Wir werden Alles thun, um Sie zu retten!“ — „Einen Strick, einen Strick!“ leuchtete Rouvenat schwach. „Werft mir einen Strick herab.“ — „Wo ist denn einer?“ — „Im Schrank des Hirten.“ — „Um Gottes willen nur keine Zeit verloren!“ rief Leon.

Sie stürzten in die Hütte. Marboche öffnete die Thüre, während Leon ein Wachszündhölzchen anzündete.

„Ich habe heute früh die Laterne bereitet,“ sagte Marboche. „Sie steht dort.“

Leon zündete rasch den Docht derselben an. Der Schrank des Schäfers war geschlossen. Marboche stieß mit der Schulter die morsche Thür desselben ein. Leon leuchtete hinein.

Auf dem Boden des Schrankes fand man einen langen, starken Strick, an dessen Ende noch ein eiserner Haken befestigt war, welcher anzeigte, daß der Strick früher zum Herausziehen des Brunneneimers gedient hatte. Auch die alte Kette war da. Sie nahmen Beides und liefen zum Brunnen zurück.

Leon stellte die Laterne auf den Rand desselben. Dann machten sie eine Schlinge am Seile und ließen dasselbe in die Tiefe.

„Achtung!“ rief Marboche. „Der Strick kommt!“ — „Ich höre,“ antwortete Rouvenat.

Leon leuchtete mit der Laterne hinab.

Marboche fühlte, wie Rouvenat den Strick packte.

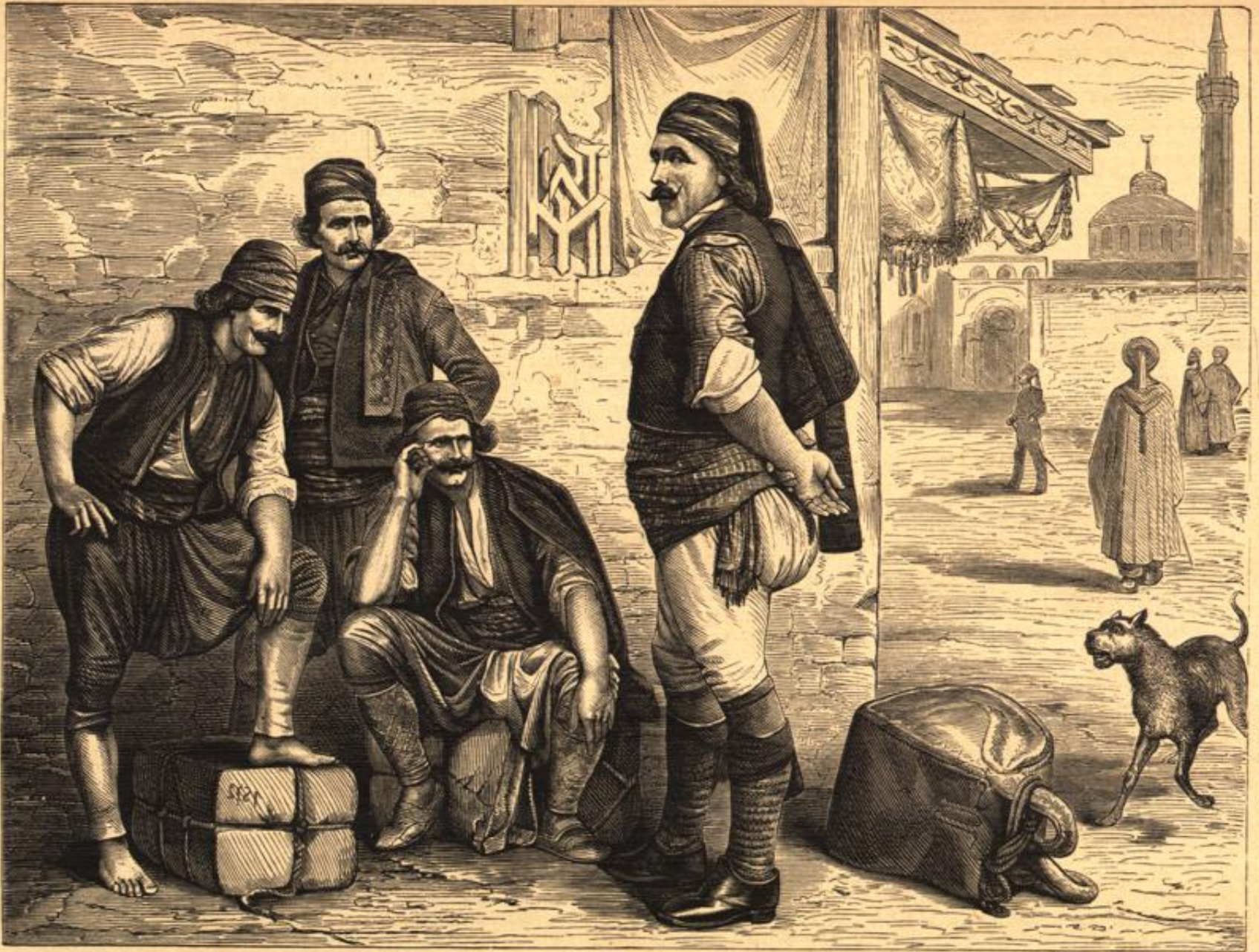
„s ist eine Schlinge dran!“ rief er hinab. „Suchen Sie dieselbe um Ihren Leib zu bringen, unter die Arme.“

Rouvenat vermochte das nicht, er brauchte die Arme zum Festhalten am Pflocke.

„Es geht nicht!“ rief er verzweifelt. — „Ich dachte es!“ jammerte Leon. — „Was ist zu thun?“ fragte Marboche. — „Warten Sie,“ sagte der Jüngling.

Und er faßte die Kette, befestigte sie an der Linde, reichte dann Marboche die Laterne und sagte: „So, jetzt leuchten Sie mir so gut als möglich.“

Damit stieg er auf den Brunnenrand.



Armenische Lastträger (Hammala) in Konstantinopel. Originalzeichnung. (S. 158.)



Fluchbeladen. „O, das Gespenk!“ ächzte Joseph Parisel mit erschütterter Stimme. (S. 163.)



Fluchbeladen. Er brachte ein Kind mit, eingewickelt in den Falten seines Mantels. (S. 167.)

# Bescheidene Anfrage.

Nach Skizzen von Max Scholz.



Der Herr Rentant sitzt noch sehr spät  
Des Nachts am Kassensuche.  
Er merkt, wie schnell die Zeit vergeht,  
Mit einem leisen Fluche.



Ein schlauer Dieb will diese Nacht  
Die Kasse revidieren,  
Die Thentür wird aufgemacht,  
Er kriecht auf allen Vieren.



Dem Herrn Rentant ist es, als knas-  
terte dort was im Ofen,  
Er spitzt die Ohren und ist boh  
Darüber sehr betroffen.



Es ist jedoch, wie er's noch hört,  
Gleich drauf auch wieder stille.  
Der Sturmwind durch den Schornstein fährt,  
Denkt er und pukt die Brille.



Und wieder rednet er, und hält  
Sich ein in dichten Nebel,  
Und schimpft dabei fuchstufelswild,  
Gleichwie der heil'ge Bebel.



Da plötzlich thut's im Ofen drin  
Gar mörderlich rumoren,  
Vor Schreck wirft er die Pfeife hin  
Und traut kaum seinen Ohren.



Verdacht fällt eine Rachel 'raus,  
Was ist das für ein Schreden,  
Das muß ja in dem ganzen Haus  
Bieh, Mensch und Rind erwecken!



Und durch das Loch schaut jetzt herein  
Das Diebgeschicht in's Delle,  
Der Herr Rentant fängt an zu schreien:  
„Zu Hülfe! Hülfe! schnelle!“



„Herr Gott,“ spricht Jener, „schrei'n Sie man  
Nicht über alle Maße,  
Ich wollt' bloß fragen, ob man kann  
Hier nach die Leipziger Strohe?“

„Mein Gott, was wollen Sie denn thun?“ rief Mardoche entsetzt. — „Die Kette ist stark. Keine Furcht!“ — „Unglücklicher! Sie wollen in den Brunnen hinab?“ — „Ja“, sagte Leon.

Seine Hände packten die Kette, und im nächsten Augenblick schon schwebte sein Leib über der Tiefe.

„Wie wollen Sie aber wieder heraufkommen?“ schrie Mardoche außer sich.

Der Jüngling versank langsam.

„Ich bin Turner“, meinte er.

Er hatte sich die Kette um den Leib gewunden, um die beiden Hände frei zu behalten. Er war bis zur Brust im Wasser. Rouvenat wartete, ohne eine Bewegung zu wagen. Der Jüngling nahm nun den Strick und wickelte ihn zweimal um den Leib des alten Mannes. Droben lag Mardoche auf dem Boden und leuchtete und starrte in die Tiefe, während ihm der kalte Schweiß von der Stirne rieselte.

Endlich ertönte die Stimme Leon's: „Fertig! Ich brauche kein Licht mehr. Befestigen Sie den Strick droben, ich komme!“

Mardoche seufzte erleichtert auf und gehorchte.

Leon kletterte nun die Kette entlang empor und erschien bald darauf tobtobend, mit gestäubten Haaren, wassertriefend am Rande des Brunnens. Mardoche stieß bei seinem Anblick einen Freudenschrei aus.

„Er ist festgebunden“, sagte der Jüngling. „Jetzt heißt es, ihn hinaufziehen. Werden wir's im Stande sein?“ — „O, ich habe tüchtige Arme!“ — „Also: vorwärts!“

Sie faßten den Strick mit allen vier Händen und zogen an. Rouvenat machte keine Bewegung und ließ keinen Seufzer hören; er hatte das Bewußtsein verloren. Das erschwerte die Arbeit.

„Es ist schwer!“ leuchtete Mardoche. — „Ich habe auch keine Kraft mehr“, murmelte der Jüngling.

Rouvenat war noch keinen Meter höher. Mardoche stieß einen Jammersehrei aus. Da kamen plötzlich zwei Knechte, vom Lichtschein geleitet, an den Brunnen. Sie hatten die Hülfen geholt, waren aufgesprungen, hatten überall nach den Schreienden gesehen und endlich die Laterne am Brunnen entdeckt.

„Gott sei Dank! Der Himmel sendet euch!“ rief Mardoche. — „Was gib's denn?“ — „Herr Rouvenat ist in den Brunnen gefallen. Schnell, schnell, helft uns!“

Die beiden Knechte griffen zu, und nach einigen Minuten schon lag der bewußtlose Greis am Boden neben dem Brunnen.

„Er ist todt! Er ist todt!“ rief Leon.

Mardoche kniete neben ihm und horchte am Herzen.

„Nein“, sagte er, wie er sich wieder erhob. „Er ist nur ohnmächtig.“ Und fast befehlend sagte er zu den Knechten: „Fräulein Blanche darf von dem Vorgefallenen nichts erfahren. Tragt Herrn Rouvenat in die Schäferwohnung, legt ihn auf's Bett, pflegt ihn, bis er erwacht und ohne Hilfe in den Hof zurückkehren kann.“

Die beiden Männer machten keine Einwendung.

30.

Im Schranke des Schäfers hatte Mardoche einen ganzen Anzug für Leon gefunden. Diesen mußte derselbe gegen seine durchnässten Kleider vertauschen. Rouvenat, den man auf das Lager gelegt und dem man Wein eingestößt hatte, begann sich zu regen.

„Alles geht gut“, sagte Mardoche. „Er wird gleich die Augen aufschlagen. Wir haben hier nichts mehr zu thun.“ Dann sagte er leise zu Leon: „Gehen wir.“

Er nahm die Eisenzange unter den Arm, ergriff die Laterne, die er verloscht, und verließ mit Leon die Hütte.

Einige Minuten später öffnete Rouvenat die Augen und kam zum Bewußtsein.

Er richtete sich von dem Lager auf und schaute um sich. Ein Lämpchen erhellte nur schwach den Raum.

Er erblickte zwei Männer im Halbdunkel.

„Mardoche!“ murmelte er, „Mardoche...“ Dann fügte er lauter hinzu: „Sie haben mich gerettet. Ich verdanke Ihnen mein Leben!“

Und er streckte eine seiner Hände aus.

Da näherte sich ihm der eine Knecht und sagte: „Wir sind's, Herr Rouvenat. Der alte Bettler ist schon fort.“

— „Wie kommt ihr hierher?“ fragte der Greis unruhig. — „Wir hörten um Hilfe rufen.“ — „Und Jacques Mellier? Und Blanche?“ — „Sie schlafen ohne Zweifel.“

— „So wissen sie also von nichts?“ — „Nein. Und deshalb hat uns auch der alte Mardoche geheißt, Sie hierher zu bringen, anstatt in Ihr Zimmer.“

Rouvenat stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

„Das ist gut“, sagte er. „Ihr werdet Niemandem etwas sagen, hört ihr? Keinem Menschen!“ — „Ganz recht, Herr Rouvenat. Wir verstehen. Es würde Fräulein Blanche und Herrn Mellier zu sehr erschrecken.“ — „So ist's. Ihr seid Beide brave Bursche.“ — „Sie sind unser Herr, Herr Rouvenat, Ihnen haben wir zu gehorchen; und dann wissen Sie ja auch, wie sehr wir Alle Ihnen ergeben sind.“ — „Das ist wahr. Seid überzeugt, ich werde es nicht vergessen.“ — „Und wie befinden Sie sich jetzt?“ — „Noch ein bißchen schwach... Das wird aber gleich vorübergehen. O Gott, welch' wunderbare Rettung vom drohendsten Tode! Und durch Mardoche, den armen Mann!... Warum ist er nur wieder fort?“

Wahrscheinlich, damit ich ihm nicht danken soll. Schon gut, schon gut, ich weiß, was ich zu thun habe... Wie kam es nur, daß ich plötzlich besinnungslos wurde? Der Athem blieb mir aus. Sagt mir doch, was geschehen ist.“ — „Wir wissen's selber nicht“, antwortete der Knecht. „Wir kamen eben zurecht, um Sie mit heraufziehen zu helfen. Der junge Mensch, der mit dem Bettler war, muß wohl in den Brunnen hinabgestiegen sein, um Ihnen den Strick so fest um den Leib zu winden, denn er war ganz durchnäßt.“ — „Ja, ich erinnere mich jetzt. Auch ein wackeres Herz. Er hat mir den Strick umgelegt. Wie hat er das nur angefangen? Ich könnte es nicht sagen. 's ist ein Wunder, ein wahres Wunder!... Sind sie miteinander fort?“ — „Ja wohl. Der junge Herr hat die Kleider des Schäfers angezogen, da er so triefend nicht fort konnte.“ — „Kennt ihr ihn?“ — „Nein.“ — „Ich“, sagte der zweite Knecht, „habe ihn schon einmal gesehen. Er kennt Fräulein Blanche, denn vorigen Sonntag hat er mit ihr vor der Kirchenthüre gesprochen.“

Rouvenat wurde sehr ergriffen. Das Haupt auf dem Kissen, lag er sinnend und stumm. Er konnte nicht zweifeln, daß sein Knecht der junge Mensch sei, welcher Blanche liebte, dem er alle Hoffnung geraubt, dem er das Herz gebrochen hatte... Wie kam er zu Mardoche? Das konnte er sich nicht erklären.

Andere Ideen kamen ihm. Er seufzte: „Wenn Lucile todt ist — wenn Der, den ich erwarte, niemals erscheint, muß ich mich wohl entschließen, Blanche einem Andern zu geben. Und Dieser da liebt sie — liebt sie aufrichtig und würde sie glücklich machen... Aber nein! nein! nein! Daran ist nicht zu denken. Sie müssen noch leben, sie müssen wiederkommen! Wir müssen auf sie warten!“

Wie alle Greise hatte Rouvenat seine fixe Idee und war der Sklave derselben.

Da hub der eine Knecht wieder an: „Es war ein Malheur, daß der alte Brunnen noch immer nicht ausgefüllt ist. Wie ist es denn eigentlich gekommen, Herr Rouvenat, daß Sie da hineingestürzt sind?“

Rouvenat erbeute. Ein düsterer Blitz kam aus seinen Augen. Aber er sagte gefaßt und mit allem Anscheine der Wahrheit:

„Ich sah am Rande und rauchte mein Pfeifen und zählte die Sterne. Da kam ein Schwindel über mich und ich sprang auf, taumelte aber, machte einen Fehltritt und stürzte in die Tiefe. Weiter weiß ich nichts.“ — „Zum Glück kam der alte Mardoche vorbei und hörte Ihren Schrei.“ — „Na, der Seuilhof ist ihm eine schöne Kerze schuldig! O, ich werde nicht undankbar sein!“ murmelte Rouvenat.

Währenddem gingen Mardoche und Leon raschen Schrittes nach Ciry, wo sie vom Gebell einiger Hunde empfangen wurden. Die Leute schliefen längst.

Sie gelangten an die zerfallene Hütte. Mardoche blieb stehen. „Da ist es“, sagte er.

Der Jüngling schaute ihn verwundert an.

„Folgen Sie mir“, sagte der Alte.

Sie strichen um die Trümmer. Mardoche zündete die Laterne an.

Dann deutete er auf ein Fenster.

„Jetzt, da wir sehen können, treten wir durch die Oeffnung ein.“

Mardoche kletterte voran, Leon folgte ihm.

Der Alte stellte die Laterne an den von ihm im Voraus hergerichteten Platz.

„Unter diesen Steinen und diesem Mörtel ist ein Lattenboden, den müssen wir offenlegen. Das ist unsere Arbeit.“

„Arbeiten wir“, sagte Leon.

Damit machten sie sich an's Begräumen des Schuttes.

Nach Verlauf einer halben Stunde sagte Mardoche:

„Jetzt ist's genug.“

Etwa ein Meter des Fußbodens lag frei.

Mardoche nahm die Zange und schlug damit an eine der Latten.

„Da drunter sind die Papiere“, sagte er.

Leon wartete, bebend vor Ungeduld.

„Und jetzt, mein junger Freund“, fuhr Mardoche feierlich fort, „ehe ich Ihnen die Schriften übergebe, welche ohne Zweifel für Sie von der größten Wichtigkeit sind, hören Sie mich an. Sie wurden mir von Ihrem Vater selber in seiner Todesstunde anvertraut, nachdem er mich hatte schwören lassen, daß ich dieselben nur in die Hände Ihrer Mutter legen wollte. Als ich aber dieß thun wollte, war dieselbe aus der Gegend verschwunden. Sie wissen nun, weshalb diese Papiere hier verborgen geblieben sind seit neunzehn Jahren. Wüßte ich, daß die Unglückliche noch am Leben ist, ich würde vielleicht auch jetzt noch geschwiegen haben. Ich glaube aber meinen Schwur nicht zu verletzen, wenn ich dem Sohne gebe, was der Mutter gehörte. Die Existenz dieser Papiere ist nur mir bekannt.“

Im nächsten Augenblicke schon werden sie in Ihrem Besitze sein, Sie werden sie in Ihrem Zimmer in Saint-Trun durchlesen. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich nicht weiß, was sie enthalten; sie können Ihnen aber vielleicht ein schreckliches Geheimniß enthüllen. Ich gestehe, daß mich das unruhig macht. Ich muß aber nach meinem Gewissen handeln. Versprechen Sie mir nur Eines.“ — „Was denn?“ — „Was immer auch diese Papiere Ihnen enthüllen mögen, versprechen Sie mir, nichts zu thun, nichts zu unternehmen, ohne mich früher um Rath gefragt zu haben; und versprechen Sie mir auch, meinen Rath zu befolgen.“ — „Ich verspreche es Ihnen, ich schwöre es Ihnen!“ sagte Leon. — „Sie werden mich also morgen, nachdem Sie Alles gelesen haben, aufsuchen?“ — „Ja. Wo finde ich Sie?“ — „Ich werde Sie den Tag über auf der Terrasse meines Hofschlösschens erwarten!“ sagte der Bettler mit seinem sanften Lächeln. — „Es bleibt dabei.“

Bald war die morsche Latte gehoben und die moderne bedeckte Schachtel an's Licht gebracht.

Leon schaute mit allen seinen Augen.

Mardoche hob den Deckel, die Schriften waren unbeschädigt. Mit zitternder Hand reichte sie Mardoche dem Jüngling. „Gedenken Sie Ihres Versprechens“, stammelte er. — „Mardoche, Sie sollen mein Leiter und Berather sein.“

entgegnete der Jüngling bewegt. „Ich frage Sie nicht weiter, weil Sie schweigen wollen. Ohne Sie aber würde ich noch immer im Dunkeln tasten und Sie allein können mir volles Licht geben. Und bald, ich fühle es, werden Sie das thun! Meine Dankbarkeit dafür soll währen, so lange ich lebe!“ — „Wenn Sie die Schriften durchgelesen haben, wollen wir weiter sprechen“, sagte der Greis.

Sie verließen die Hütte und durchschritten schweigend das Dorf. Mardoche, stets vorsichtig, hatte die Laterne abermals verloscht.

Als sie in die Nähe des Hofes kamen, sahen sie ein Fenster erleuchtet.

„Das ist die Stube Rouvenat's“, sagte Mardoche. „Er ist wieder daheim. Er wird sich hoffentlich dessen erinnern, was Sie heute Nacht für ihn gethan“, fügte er lächelnd hinzu, „und mehr als je dürfen Sie sein Pathos lieben.“

Leon antwortete nur mit einem Seufzer. Gleich darauf trennten sie sich.

Mardoche stieg gegen die Felsen hinauf, und Leon setzte rasch seinen Weg fort.

Es mochte etwa zwei Uhr Nachts sein, als er auf seinem Zimmer ankam. So müde er aber auch war, dachte er doch nicht daran, sich zur Ruhe zu begeben.

Er setzte sich an den Tisch, stellte das Licht vor sich hin, öffnete mit zögernder, ängstlicher Hand den Umschlag des Pakets und nahm die Schriften aus demselben, die er vor sich ausbreitete.

haben; und versprechen Sie mir auch, meinen Rath zu befolgen.“ — „Ich verspreche es Ihnen, ich schwöre es Ihnen!“ sagte Leon. — „Sie werden mich also morgen, nachdem Sie Alles gelesen haben, aufsuchen?“ — „Ja. Wo finde ich Sie?“ — „Ich werde Sie den Tag über auf der Terrasse meines Hofschlösschens erwarten!“ sagte der Bettler mit seinem sanften Lächeln. — „Es bleibt dabei.“

Bald war die morsche Latte gehoben und die moderne bedeckte Schachtel an's Licht gebracht.

Leon schaute mit allen seinen Augen.

Mardoche hob den Deckel, die Schriften waren unbeschädigt. Mit zitternder Hand reichte sie Mardoche dem Jüngling. „Gedenken Sie Ihres Versprechens“, stammelte er. — „Mardoche, Sie sollen mein Leiter und Berather sein.“

entgegnete der Jüngling bewegt. „Ich frage Sie nicht weiter, weil Sie schweigen wollen. Ohne Sie aber würde ich noch immer im Dunkeln tasten und Sie allein können mir volles Licht geben. Und bald, ich fühle es, werden Sie das thun! Meine Dankbarkeit dafür soll währen, so lange ich lebe!“ — „Wenn Sie die Schriften durchgelesen haben, wollen wir weiter sprechen“, sagte der Greis.

Sie verließen die Hütte und durchschritten schweigend das Dorf. Mardoche, stets vorsichtig, hatte die Laterne abermals verloscht.

Als sie in die Nähe des Hofes kamen, sahen sie ein Fenster erleuchtet.

„Das ist die Stube Rouvenat's“, sagte Mardoche. „Er ist wieder daheim. Er wird sich hoffentlich dessen erinnern, was Sie heute Nacht für ihn gethan“, fügte er lächelnd hinzu, „und mehr als je dürfen Sie sein Pathos lieben.“

Leon antwortete nur mit einem Seufzer. Gleich darauf trennten sie sich.

Mardoche stieg gegen die Felsen hinauf, und Leon setzte rasch seinen Weg fort.

Es mochte etwa zwei Uhr Nachts sein, als er auf seinem Zimmer ankam. So müde er aber auch war, dachte er doch nicht daran, sich zur Ruhe zu begeben.

Er setzte sich an den Tisch, stellte das Licht vor sich hin, öffnete mit zögernder, ängstlicher Hand den Umschlag des Pakets und nahm die Schriften aus demselben, die er vor sich ausbreitete.

31.

Diese Papiere, die seit neunzehn Jahren verborgen gewesen waren, bestanden nur aus einem Hefte Manuscript von dreißig Blättern und zwei Briefen von verschiedener Hand, grobgeformt, schwerfällig geschrieben, ohne Styl und Orthographie. Das Manuscript hingegen zeigte eine feste, geläufige Hand.

Der Inhalt des letzteren machte einen tiefen Eindruck auf den Jüngling, rührte ihn oft zu Thränen. Er las die Geschichte seines Vaters, geschrieben von diesem selber. Es war eine Art Gedicht in Prosa, in welchem eine gequälte Seele ihre Klagen ausströmte. Es erzählte seine verlassene Kindheit, den Mangel einer Mutter in jenen Jahren, wo das Menschenherz vor kindlicher Zärtlichkeit überfließt; es klagte über das düstere Verhängniß eines ziellosen Lebens, fluchte der Geschichte des Verstoßenen und forderte Rechenschaft von Gott für die Ungleichheit der Glücksgaben.

Je weiter er las, desto mehr fand der Jüngling sein eigenes Leid, seine eigene Entnuthigung, seinen eigenen Jammer in diesen Zeilen. Es war ihm, als lese er seine eigene Geschichte.

Nachdem er aber all' diese wilden Klagen der Verzweiflung ausgestoßen, fand der Schreiber plötzlich nur Worte des Lobes, des Dankes, des Preisens für den gütigen Gott. Lucile war ihm erschienen, und mit ihr der Muth, die Kraft, der Ehrgeiz, die Hoffnung, ein Lebenszweck, ein Ziel und eine Mission.

Und auch hier fand Leon die Geschichte seines eigenen Herzens, die Metamorphose seiner eigenen Seele.

Am Ende des Manuscriptes angekommen, fand er aber das Dunkel seines Lebens nicht gelichtet. Dasselbe hatte ihm nur den Namen Lucile genannt. Es war ohne Zweifel der Name seiner Mutter, aber dieser Vorname war keine Spur. Sein Vater selber war ein verlassenes Kind gleich ihm gewesen, das seine eigene Familie nicht kannte.

Da ging er auf die beiden Briefe über.

Der erste lautete:

„Mein Herr!

„Ich habe Ihnen heute etwas sehr Trauriges mitzutheilen. Die arme Marianne Subre, welche Sie wie ihr eigenes Kind liebte, ist heute Morgen gestorben. Friede ihrer Asche!

„Ich weiß nicht, ob die Gegend, wo Sie jetzt sind, weit von Chevigny ist, ich schreibe Ihnen aber dennoch sogleich, weil Sie vielleicht doch zum Begräbniß kommen können. Alle Leute werden mitgehen, denn Alle hatten die Verstorbene gern.“

„Sie hat vorher gefühlt, daß sie nicht mehr gesund wird, und hat Ihnen deshalb einen Brief geschrieben, den sie mir für den Fall ihres Todes zur Besorgung übergeben hat. Ich lege ihn bei.“

„Sonst nichts Neues. Die beiden Nichten der Verstorbenen sind zum Begräbniß gekommen. Wir Alle be-

Chevigny, 20. Juni 1850.

finden und Gott zum Dank wohl und ich hoffe von Ihnen das Gleiche.

„Verzeihung wegen meiner schlechten Schrift.“  
„Ihre Dienerin“

Violet.

Der zweite Brief war von der Älten Marianne und lautete:

„Mein liebes Kind.“

„Ich bin recht krank und ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Will aber nicht sterben, ohne Dir die Angabungen zu machen, um die Du mich so oft gefragt hast, und mit deren Hilfe Du vielleicht doch eines Tages den Namen Deines Vaters erfahren kannst.“

„Ich selber weiß nicht viel, mein armer Leon, aber was ich weiß, will ich Dir sagen. Ich habe das früher nicht gethan, weil ich versprochen hatte, zu schweigen. Jetzt aber meine ich, es ist besser so.“

„Nächsten 20. August wird's just zwanzig Jahre, da kam ein gewisser Germain, den ich in Paris, als ich dort im Dienste war, gekannt hatte, nach Ebevirgny zu mir. Er war ein guter Freund meines seligen Mannes gewesen. „Er brachte ein Kind mit, das er in den Falten seines Mantels eingewickelt hatte. Das warst Du, Leon. Warst damals kaum acht Tage alt. Der Germain sagte zu mir: „Mutter Marianne,“ sagte er, „Ihr seid arm und habt kein Kind. Da bringe ich Euch eins. Wollt Ihr's aufziehen, da es Euch Geld in's Haus trägt?“ Ich sagte: „Ja!“ Er konnte mir aber auf meine Fragen über die Sache nichts sagen, als daß Deine Geburt ein großes Unglück sei, und daß Du niemals Deine Eltern kennen lernen solltest. Auch solltest Du in der Taufe den Namen Leon erhalten.“

„Du warst in sehr feiner Wäsche mit reichen Spitzen und Bändern. Er gestand mir auch, daß Deine Eltern reiche Leute seien. Ich sollte aber nie nach ihnen forschen, und müsse ihm versprechen, Dir nie zu sagen, wie Du in's Haus gekommen seist.“

„Jeden Monat sollte ich sechzig Franken erhalten. Den ersten Monat wollte er mir sogleich bezahlen. Und selbst wenn das Kind sterben sollte, würde ich diese Summe bis zu meinem Tode allmonatlich erhalten.“

„Wenn dann das Kind in das Alter käme, wo es erzogen werden müsse, solle es monatlich für seine Person hundert Franken extra erhalten, mit fünfzehn Jahren werde diese Summe auf hundertfünfzig Franken erhöht werden. Wenn seine Familie auch das Kind verleugnen müsse, so solle es demselben doch an nichts mangeln. Das nötige Kapital aller dieser Interessen werde bei dem Notar Herrn Lamblin, Rue des Vieux Augustins in Paris, deponiert werden. Ihm auch sei Alles, was das Kind betreffen könne, zu melden.“

„So ist es also Herr Lamblin in Paris, mein lieber Leon, an den Du Dich zu wenden haben wirst, wenn ich tot bin.“

„Noch Eines muß ich Dir mittheilen. Daß nämlich jener Germain, der Dich mir brachte, der Kammerdiener und Vertraute des Herrn Grafen von Buffières ist, eines sehr großen Herrn, welcher in Paris in einem prächtigen Palaste, Rue Bellechasse, wohnt. Und ich habe immer gedacht, mein liebes Kind, daß Du mit der edlen Familie der Buffières irgendwie verwandt bist.“

„Und noch Eines, lieber Leon: Herr Germain hat das beste Herz von der Welt, und wird Dir das Beste rathe. Suche also ihn zuerst auf.“

So lautete der Brief, welcher mit einigen zärtlichen, rührenden Segensworten schloß.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Name „Java“.

Was bedeutet der Name „Java“, dieser großen holländischen Insel der Sundagruppe, bei welcher wir vorerst immer nur an Tabak, Reis, Zucker oder auch an Tiger denken? — Er bedeutet nicht mehr und nicht weniger als „Hirze“. In einer der letzten Nummern der illustrierten Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde „Globus“ entnehmen wir darüber einem auch anderweitig sehr interessanten Aufsatz, welcher die Insel nach den Berichten des französischen Reisenden und Forschers Desiré Charnay schildert, Folgendes: „Es existiert nur ein sehr altes literarisches Denkmal, welches von Java spricht, nämlich ein Bericht über die buddhistischen Länder von dem chinesischen Priester „Fa-hian“ aus dem Jahre 415. Derselbe war im Jahre 400 von China nach Indien gereist, um dort nach heiligen Plätzen zu forschen, und wurde bei seiner fünfzehn Jahre später erfolgenden Rückkehr durch den Sturm oder den Strom an die Küste Javas verschlagen. Er erzählt, daß die Brahmanen daselbst blühten, daß aber Buddha's Lehre nicht sehr in Ehren stehe; ein Beweis, daß der Buddhismus dem Hinduismus vorangegangen und daß die Denkmäler, von denen die Rede ist, im vierten Jahrhundert noch nicht existierten. Nach ihm verdankt Java den Reis der Einfuhr durch die Indier an Stelle der Hirze, welche letztere der Insel den Namen gegeben; von den Chinesen bis in's sechste Jahrhundert Karling genannt, erhielt sie von da an den Namen „Jahava“. — Sonderbarerweise wird Hirze auch die Allseitskornfrucht gewesen sein, welche in der Mark Brandenburg gebaut wurde. Wenn die prähistorischen Funde einzelner Gegenden derselben nur auf Fischfang und Jagd, nicht auf Zucht von Viehen und Schweinen hinweisen, die sich hauptsächlich von Eideisen genährt haben müßen, aber noch nicht auf Ackerbau hinweisen, so wird man doch Hirze gebaut haben, da nach der Sage des „Drachen“ (Rindwurm, auch Hausgeist) Vießlingsgericht der Hirzebrei war.“



## Aus allen Gebieten.

### Prüfung des Mehles.

Um die mehr oder minder große Güte verschiedener Mehlsorten kennen zu lernen, ohne erst Probegebäck machen zu müssen, kann man in folgender Weise verfahren, wodurch man mit unumstößlicher Gewißheit die relativen Werte der einzelnen Sorten beurtheilen kann. Angenommen, man hat aus verschiedenen Bezugsquellen die besten, mit 0 oder 00 bezeichneten Mehlsorten zu prüfen, so nehme man von jeder Sorte, genau gewogen, 20 Gramm, gebe es in eine Porzellanschale, gieße auf jedes 10 Gramm reines Wasser und vermische das Mehl mit dem Wasser gut zu einem Teige. Darnach bestreut und besticht man die verschiedenen Teige. Der festeste Teig berechtigt zu dem Urtheile, daß hiezu das beste Mehl verwendet wurde; der weichste Teig deutet auf das schlechteste Mehl, weil die Güte des Mehles in der Hauptsache von dessen Ausgiebigkeit abhängt. Das Mehl, von welchem man einen festeren Teig bekommt, muß schon darum ausgiebiger und somit besser sein als jenes, von welchem man einen weichen Teig bekommt, weil man zu irgend einer Gebäcksorte, zu welcher weicher Teig erforderlich ist, bei besserem Mehle mehr Flüssigkeit zu verwenden vermag und somit mehr Teig und Gebäck erzielt oder bei gleicher Flüssigkeit weniger Mehl benötigt, um diese Teig- und Gebäcksmasse quantitativ und qualitativ zu erzielen.

### Schutz von Schinken gegen Fliegen und Würmer im Sommer.

Eines der besten Mittel gegen Fliegen und deren Larven besteht darin, daß man die Schinken und Würste in feine Beutel näht und in einem trockenen, luftigen und möglichst kühlen Räume aufhängt. Noch besser ist es, sie vor dem Einhängen mit trockenem Stroh zu umwickeln, damit die Fliegen mit ihrer Lege- röhre nirgends durch die Leinwand an das Fleisch gelangen können. Ein anderes Mittel besteht darin, die Fleischwaren in einem Faße in trockene Asche (am besten von Holz) zu legen und an ähnlichen Orten aufzubewahren; statt der Asche genügt auch endlich ein Einlegen in Roggen oder Hafer. Natürlich muß vorher eine genaue Untersuchung der betreffenden Fleischwaren stattfinden.

### Verwendung der Erdbeerranken.

Wer nur einigermaßen die Erdbeere in größerer Anzahl rationell zu züchten versucht, weiß, welche Mühe das unerläßliche Beseitigen der Ranken verursacht, die meistens als unbrauchbar wegwerfen werden. Dieselben können aber eine sehr zweckmäßige Verwendung finden. Jeder Besitzer eines Gartens hat in der Regel in denselben mehr oder weniger Obst- und Traubenspalisade, Cordons, Palmetten und dergleichen, deren junge Zweige während des Sommers theils aus Gründen der Nützlichkeit, theils aus solchen der Schönheit und Regelmäßigkeit der Form immer wieder angebunden und gebogen werden müssen. Bast, Dinten und andere weiche Bindemittel können oft nicht aufgebracht werden, während die Erdbeerranke unbeachtet am Wege, resp. auf dem Komposthaufen in der Erde liegt, trotzdem sie gerade im Stande ist, diese Dinge zu erfassen und sich zum Anbinden der Spalierbäume, Wein- und wilden Reben sehr gut eignet, um so mehr, als sie auch in der Zeit erscheint, wo das Anheften am nützlichsten ist. Die Ranken müssen aber einen Tag vor der Verwendung vom Stode genommen werden, damit sie welken, sonst brechen sie beim Binden. An heißen Tagen genügt es, wenn man sie einige Stunden an die Sonne legt. Befinden sich bereits kleine Pflänzchen oder Blätter an ihnen, so werden diese beseitigt, ebenso auch die weichen Spitzen entfernt. Man kann nun mit ihnen ähnlich wie mit Bindfaden binden (Knoten schürzen), und das trockene Band wird oft so hart, daß es im nächsten Frühjahr noch bleiben kann. Diese Art von Verwendung der Erdbeerranken aber wird gewiß dazu beitragen, manchen Gartenbesitzer zu der Ansicht zu bekehren, daß er das, was ihm bisher als Last erschien, für die Zukunft als nützlich preist.

### Ruß als Dünger.

Ruß übt eine sehr kräftige Wirkung auf die Vegetation, besonders auf Gras, Zwiebeln, Kartoffeln und alle Wurzelgewächse aus. 9 Maßtheile Ruß und 1 Theil Salz zusammengemischt, geben einen höchst kräftigen Dünger, der den Stallmist in vieler Beziehung übertrifft. Im Garten wendet man den Ruß vielfach mit dem besten Erfolge an. So werden Samenbedeckungen für Gemüsepflanzen schon im Herbst mit einer Mischung von Ruß, Salz und Asche gedüngt, was zur Folge hat, daß sich die Pflanzen nicht allein sehr üppig entwickeln, sondern auch von vielem Ungeziefer verschont bleiben. Auf Obstbäume wirkt eine Rußdüngung, ebenfalls im Herbst angewendet, sehr günstig, und wurde bemerkt, daß da, wo die Baumstämme im Oktober mit Ruß bestreut worden, der Frostschmetterling nur selten wahrgenommen wird; der starke Geruch des Rußes scheint ihn abzuhalten. Für Topfpflanzen sollte er immer in flüssiger Form gebraucht werden, etwa in der Art, daß stets ein wenig davon in den Gießkannen gehalten, so daß den Gewächsen bei jedem Gießen etwas zu Theil wird. Die Auflösung des Rußes befördert man durch Uebergießen mit kochendem Wasser. Für Karotten, überhaupt für Rüben, gibt es kaum ein besseres Düngemittel als Ruß. Auf Rasenplätzen bringt er einen schönen, dunkelgrünen Graswuchs

herbor. Doch sollte das Ueberstreuen nur bei Regenwetter geschehen. Ruß ist ein scharfer Stoff, und man darf nicht vergessen, daß er besonders bei jungen, zarten Pflanzen mit Vorsicht anzuwenden ist.

### Nutzen der Mauer- und Schwalbe.

Der französische Naturforscher Florent Prevost untersuchte mit der größten Sorgfalt den Inhalt der Nagen von 18 Mauer- und Schwalben, die er zu verschiedenen Zeiten des Jahres zu diesem Zwecke eingefangen hatte. Es fanden sich nun vor im Magen, geodiet am 15. April, 422 Insekten, 19. April 649 Insekten, 27. April 301 Insekten, 1. Mai 704 Insekten, 4. Mai 660 Insekten, 18. Mai 680 Insekten, 29. Mai 300 Insekten, 3. Juni 420 Insekten, 14. Juni 244 Insekten, 28. Juni 400 Insekten, 11. Juli 420 Insekten, 20. Juli 501 Insekten, 24. Juli 500 Insekten, 5. August 742 Insekten, 19. August 600 Insekten, 29. August 384 Insekten. Es haben also 18 Mauer- und Schwalben nicht weniger verzehrt als 8390 Insekten, wovon auf einen einzigen Vogel per Tag 466 kommen. Bedenkt man, daß unter all' diesen verschiedenen Insektentrümmern sich weder ein Körnchen Getreide, noch das kleinste Stückchen Obst, noch irgend eine Spur von Pflanzenresten befand, so bekommt man einen deutlichen Begriff von dem unendlichen Nutzen, den diese Thierchen unserem Land- und Obstbau gewähren müssen.

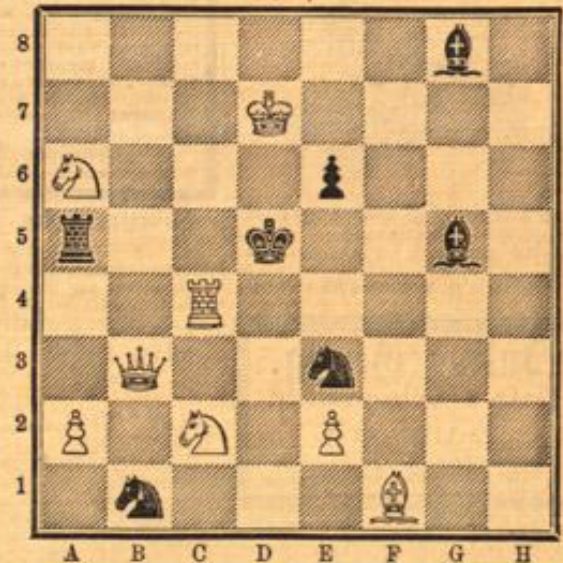
## Schach.

(Redigirt von Jean Dufrenoy.)

### Aufgabe Nr. 4.

Aus einem französischen Problemturnier.  
Motto: „Le devoir avant tout.“

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

### Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 3 in Nr. 10:

- Weiß. Schwarz.  
1) E. G 3 — H 1 . . . . . 1) Beliebig.  
2) D. 5. oder 2. setzt Matt.

### Schachbriefwechsel.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 1 erhalten von Hrn. O. S. in Jerschow, M. in Würzburg und H. D. in Nauen. — Hrn. J. B. in Hebmiggenloos, in Nr. 1 wird 1) D. B 7 — A 6 durch S. E 2 — D 3 widerlegt. — G. S. in Gärzisch. Ebenso ist 1) E 3 — E 4 + unrichtig, weil R. D 5 — D 4 folgt.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 2 erhalten von Hrn. W. B. in Polen, H. in Koblentz, H. Q. in Faida, G. 2. in Berlin, Dienten, G. 2. in Wien.

Hrn. F. Pr. in Reiffe. In Nr. 2 ist 1) E. E 7 — G 6 + unrichtig, weil R. E 5 — F 5 folgt, worauf 2) S. G 6 — H 4 nicht Matt setzt, da der König nach E 5 zurückgeht. — Hrn. B. in Spandau. Ebenso wäre 1) Z. G 4 — G 6 oder D. B 6 — H 6 erfolglos, weil J. B. S. C 3 — E 4 grüßelt. — D. P. in Vins. Auch 1) R. H 8 — G 7 scheitert an S. C 3 — E 4. — Dienten, G. 2. in Wien. Ihre Aufgabe läßt eine Nebenlösung durch 1) R. H 6 — G 5 zu. — G. S. in Berlin. In zweizügigen Aufgaben ist Schachmatt im ersten Zuge unzulässig.

### Auflösung des Räthelsprungs Seite 143:

O denke mein! Du konntest mir entzogen —  
Ich kann es nicht und muß mein Leid ertragen —  
Nur was ich immer war nun wieder sein:  
In der Nacht allein, allein,  
Und dennoch will ich's tragen —  
Nur denke mein!

O denke mein! In jenen trüben Stunden,  
Wo Ruhe suchend — du sie nicht gefunden. —  
Wo du mit deinem Herzen bist allein,  
Und glücklich, glücklich müdest sein:  
In jenen trüben Stunden —  
O denke mein!

O denke mein! Wenn sie dein Herz belügen,  
Wenn du getäuscht und mühsam willst erliegen,  
Wenn die Entscheidung der Hoffnung lichter Schein,  
Und du wie ich — einst bist allein:  
Dann denke mein, Geliebte,  
Denke mein!

Emil Voigtländer.

